Hans, der nicht sterben wollte.

Der kleine Hans merkte sehr wohl, daß etwas Besonderes im Hause vorging. Man flüsterte, man weinte, man ging auf den Zehen. Das kleine Schwesterchen sei krank und die Kinder dürften nicht heran, sonst würden sie auch krank werden. Das kleinere Brüderchen kümmerte sich sehr wenig um alle diese Dinge, sondern spielte ganz wie gewöhnlich mit den Nachbarskindern. Freilich, Paul war auch noch nicht einmal fünf Jahre alt, er aber, Hans, schon sechs. Ihm lag es ganz sonderbar auf der kleinen Seele. Mitten im Spiele fiel ihm immer ein, daß Annchen nicht wie sonst herumwankte und trippelte. Da wurde ihm recht bange ums Herz, und er schlich zu der Thür, hinter welcher das kranke Schwesterchen lag. Sie scheuchten ihn fort von dort, Großmutter, Vater, Dienstboten, die Mutter war nicht

zu sehen; aber er kam immer wieder und stand mit großen, fragenden, ängstlichen Augen an der verschlossenen Thür.

Eines Tages war es schon ganz sonderbar, niemand kümmerte sich um die beiden Knaben. Die Köchin stellte ihnen nur so das Frühstück hin und gebot, „still, ganz still“ zu sein.

Als Hans sich wieder um die Thür herumdrückte, scheuchte man ihn aber nicht mehr fort. Folgsam, wie er war, blickte er fragend nach dem Hausmädchen, welches den Flur fegte. Als auch dieses ihm nicht wehrte, öffnete er leise und drängte sein Körperchen durch den Thürspalt. Das Zimmer war dunkel verhängt. In der Mitte desselben stand ein schmaler, dunkler Kasten auf zwei Sesseln, und darin lag die kleine Anna und schlief und regte sich nicht. Sie hatte ein weißes Kleidchen an, das sie vorher nicht gehabt und welches mit weißen und roten Rosen überstreut war. Das Gesichtchen sah ganz gelb und starr aus, und das eine Auge, welches ein wenig offen war, schien wie verglast. Das Köpfchen schmückte ein Kranz von Rosenknospen; der Deckel des Kastens lag daneben, und dabei stand ein Lämpchen. Die Mutter saß auf dem Sopha und blickte mit starren, verweinten Augen, wie sie Hans nie an ihr gesehen, auf das schlafende Annchen.

Hans stand atemlos, mit offenem Munde da, während ein fremder, ungekannter Schreck in ihm nachzitterte. Die Großmutter, sich die Augen mit der Schürze trocknend, nahm ihn bei der Hand und sagte: „Sieh, Hans, unser Annchen ist gestorben.“ Hans hatte schon gehört, daß die Leute sterben und dann in solchen dunklen Kästen fortgeführt werden; aber er hatte keine klare Vorstellung von der Sache.

„Wird sie nicht mehr aufwachen, Großmutter?“ frug er ängstlich.

„Nie mehr,“ sagte die Großmutter traurig.

„Warum denn nicht, Großmutter?“

„Die Verstorbenen wachen nicht mehr auf.“

„Warum, Großmutter, ist sie denn gestorben?“

„Alle sterben, alle, nur die einen bald und die andern später.“

„Ich auch, Großmutter?“ schrie Hans angstvoll in die Stille des Totenzimmers hinein.

Die alte Frau war sehr betroffen: „Damit hat es noch lange Zeit, mein Bübchen. Geh' zur Mutter und gieb ihr einen schönen Kuß.“ Hans gehorchte wie immer, aber ohne innern Eifer und Anteil, denn alle diese schrecklichen und merkwürdigen Neuigkeiten nahmen ihn ganz in Anspruch.

Als er seine Mutter küßte, riß ihn diese an sich mit einer krampfhaften Wildheit, die sonst der sanften Frau fremd war. Das machte Hans vollends verwirrt. Er klammerte sich an seine Mutter und brach in ein fürchterliches Wehegeschrei aus, welches das ganze Haus erfüllte.

Am folgenden Tage fuhr ein schwarzer Wagen vor, der rückwärts eine Truhe hatte. In diese stellte man das nun geschlossene Särgchen der kleinen Anna. Vater, Großmutter, Tanten und noch einige Leute stiegen ein, und man fuhr davon.

Die beiden kleinen Knaben blieben bei der Mutter zurück.

„Wohin fährt nun das Annchen?“ frug Hans, der immer sehr nachdenklich war.

„In die Kirche,“ sagte die Mutter, „und dort kommt es in den Himmel und wird ein schöner Engel.“

Das klang sehr tröstlich. Der Himmel aber weiß, woher das Mißtrauen in Hans' kleine Seele gekommen war. Aber als die Köchin ihm und Paulchen im andern Zimmer das Vesperbrot austeilte, frug er auch das Dienstmädchen: „Wohin haben sie das Annerl geführt?“

Und das Mädchen erwiderte: „Auf den Friedhof, um es einzugraben.“

„Aber wenn Annchen doch noch aufwacht?" rief Hans erschrocken.

„Dummes Kind, die Toten wachen nicht mehr auf."

„Paulchen, denke nur," sagte Hans bekümmert, „Du und ich, wir müssen auch sterben und werden dann eingegraben."

Paul schien sich das wenig zu Herzen zu nehmen. Er brockte vergnüglich seine Semmel in den Kaffee und erwiderte, irgend eine Erinnerung aufgreifend: „Miezkatz ist auch 'storben."

Beim Nachtmal fing Hans plötzlich heftig zu weinen an und wollte nicht weiter essen. Auf alles Fragen und Drängen gab das sanfte, fügsame Kind keine Antwort, sondern schluchzte nur noch heftiger. So brachte man ihn zu Bett. Als er sein Nachtgebet gesprochen, setzte er ganz leise hinzu: „Und, lieber Gott, ich bitte Dich schön, ich möchte lieber nicht sterben!"

Die folgenden Tage sprach man noch sehr viel von dem kleinen Annerl, und wie dies Mittel nicht geholfen und wie vielleicht jenes besser angeschlagen hätte; und endlich sprach man nicht mehr davon. Hans spielte auch wieder mit den Nachbarkindern. Doch fiel ihm manchmal die kleine Anna ein, und er dachte: „Man hat sie in die Erde

eingegraben, und wenn sie doch einmal aufwachte;" dann hatte er keine Lust mehr zu spielen.

Einmal nahm die Großmutter die Kinder mit auf den Friedhof. Hans war noch nicht dort gewesen, aber der grün umbuschte Garten draußen vor der Stadt mit den hoch aufragenden Kreuzen gefiel ihm. Doch als die Großmutter sagte, daß unter jedem dieser Hügel ein Toter schlafe, da wurde Hans wieder ganz schweigsam. Es war auch gar nicht auszudenken: So viele Tote, die hier unter den Blumen schlafen und nie mehr aufwachen. Es ist auch so still hier! Rühren sie sich gar nicht? Hören sie gar nicht, daß wir hier gehen? Bemerken sie die schönen Blumen gar nicht?

Er wollte die Großmutter fragen, besann sich aber noch eines Bessern, man antwortet ihm doch nichts Rechtes. So blieb er stumm und ging leisen Trittes, großen, scheuen Auges zwischen den Gräbern hin, während Paul und Nachbars Fritz herumsprangen und spielten. So kamen sie auch an das Grab, wo das Annchen bei seinem Großvater lag. Wo ist nur eigentlich das Schwesterchen? dachte Hans. Hier in der Erde oder oben im Himmel? Er blickte hinauf, der Himmel blaute unermeßlich hoch, unfaßbar weit. Wie hoch waren nicht die weißen Wölkchen, und

der Himmel war noch viel höher. Es ist zu weit, dachte Hänschen. Anna liegt wirklich hier unter dem grünen Rasen.

Jahre vergingen. Hans und sein Bruder waren zu Jünglingen aufgeschossen. Hans studierte, da er für das Geschäft des Vaters, die Steinmetzerei, körperlich zu schwach war. Er hatte auch keine rechte Neigung dafür, es war ihm zu lärmend, obgleich der große Werkhof wegen der vielen Grabkreuze aussah wie ein Friedhof. Hans fühlte sich versucht, bei jedem Kreuz stehen zu bleiben und zu denken: „Wen wird es decken, welches Herz wird unter demselben Ruhe finden?“ Er liebte übrigens diese Steine nicht, er wollte einst nur im Grünen ruhen.

Der Tod schien ihm gar nicht mehr so schrecklich, wie damals, als er ein Kind gewesen, besonders nicht, seit das gute Großmütterchen gestorben war. Sie war zuletzt so mühselig herumgewankt, hatte große Schmerzen gelitten, und ein ergreifender Zug von Todesmüdigkeit lag auf ihrem welken Gesichte. Wenn ihre Schmerzen recht schlimm waren, pflegte sie fromm und zuversichtlich zu sagen: „Der liebe Gott wird mich wohl bald zu sich nehmen.“ Und eines Tages war sie ruhig und kampflos entschlummert. War es ihr nicht zu gönnen und mußte es nicht so

sein nach ihrem langen Leiden und Hinwelken? Da erschien Hans der Tod schön, als ein Freund, ein Menschenerlöser. Erst als er an dem offenen Grabe stand und die Schollen dumpf hinabkollerten auf den Sarg der Großmutter, da erfaßte ihn etwas von dem alten Kindergrauen. Er hätte laut aufschreien mögen und eiskalt rann es durch seine Adern. Wie ein unsichtbarer, schrecklicher Bann hielt es ihn fest, als die andern schon gegangen waren und die Totengräber das Grab schon gleichmütig zuzuschaufeln begannen. Als Hans in einer seltsamen, eisigen Betäubung nach Hause kam, da stand der Lehnstuhl der Großmutter leer, schrecklich leer.

Niemals wieder wird die liebe, gebrechliche Gestalt hier erscheinen, niemals mehr. „Großmütterchen," sagte er leise, „Großmütterchen, wo bist Du?" Kein Gebet, keine Beschwörung, keine Macht der Erde bezwingt den Tod. Warum muß es so sein?

Der sechzehnjährige Jüngling wußte sehr wohl, daß es auf diese Fragen keine Antwort giebt. Aber das große Mysterium lockte ihn unwiderstehlich an, und unablässig tauchte er in seine Abgründe, während jeder Nerv in ihm tausendfach fibrierte. Und auch Du wirst sterben, wann und wie wird es sein? Und vor der dämonischen

Gewalt seiner Gedanken zerrannen die Dinge des Lebens wie graue Spinngewebe, die man achtlos mit einem Hauch des Mundes fortbläst.

In der Nacht nach dem Begräbnis der Großmutter hatte Hans einen seltsam schönen Traum. Er träumte, er läge im Sterben. Ganz hell und deutlich fühlte er, wie alles Irdische vor ihm zerrann, und dabei war ihm ganz unbeschreiblich selig zu Mute. Sein Lager schwebte empor in ein Meer rosigen Lichtes und ferner lieblicher Gesang drang an sein Ohr. „Ich sterbe!“ rief er so laut, so jubelnd, daß er davon erwachte. Lange konnte er sich selbst nicht wiederfinden; ihm war, als gehöre er nicht mehr auf diese Erde. Die Nachempfindung seines Traumes blieb lebendig in seiner Seele: Der Tod ist schön, ist die Verklärung des Erdenlebens! Und von diesem Tage liebte er den Todesgedanken vor allen anderen, ja er schwelgte darin.

Fühlte er sich doch ohnehin nicht recht wohl und glücklich, ohne daß er hätte sagen können, warum. In ihm wogte und webte ein reiches, süß beängstigendes inneres Leben, und er hatte niemanden, dem er sich anvertrauen mochte, am wenigsten dem derben, lustigen Paul, der Lehrling des Vaters war und den die vielen Grabsteine im Werkhof nicht im mindesten genierten, ebenso-

wenig, wie die anderen Arbeiter sich irgend etwas dabei dachten.

Übrigens liebte Hans seinen Bruder zärtlich, aber Paul war doch zu sehr anders als er. Paul schien alles ganz natürlich und selbstverständlich und Hans schien alles ein Rätsel, ein Wunder. Hans konnte sich nicht sättigen an dem Anblick des Sternenhimmels, nicht genug sinnen über sein leuchtendes Rätsel, nicht genug dem Zug der Wolken folgen, die im Äther ihr luftiges Spiel trieben. Ebenso zog ihn der Strom des hauptstädtischen Lebens an, der unablässig an seinem Fenster vorbeibrauste, aber er liebte nur von der Höhe in das Gewühl zu blicken. Wie viele Menschen, wie viele Schicksale! und welche Unendlichkeit des Lebens am Himmel wie auf der Erde! Sein Dasein erschien ihm so arm, so dürftig und dabei so engbegrenzt von lauter hohen, gewaltigen, unlösbaren Rätseln. Ein einziger Lichtblick, ein einziger Hoffnungsstrahl in dieser niederen Dunkelheit — der Tod! Er muß der Rätsel Lösung bringen, muß Hohes und Herrliches entschleiern, was man hier kaum geahnt. Und Hans freute sich jetzt auf den Tod!

Seine Studiengenossen mochten ihn alle recht gut leiden und nannten ihn „Freund". Warum auch nicht? Er war immer gut und aufrichtig gegen

sie. Dabei aber blieb es doch immer in seinem Bewußtsein: „Ihr kennt mich nicht, Ihr wißt nicht, wer ich bin!“ Am innigsten schloß er sich an seine Mutter an, besonders als der Vater an einem Schlagfluß plötzlich gestorben.

Zwar er hatte nie mit der Mutter über seine Träume und Visionen gesprochen, aber sie schien doch zu wissen, was in ihm vorging; denn mit zärtlicher Hand beschützte sie seine träumerischen, weltscheuen Gewohnheiten, sorgte, daß er nach seiner Neigung leben konnte, nahm ihn in Schutz, wenn die andern ihn angriffen oder gar verspotteten. Und so schlug sein dankbares, zärtliches Herz für sie allein, bis es eines Tages anders werden sollte.

Hans hatte mit Mutter und Bruder eine nahe Sommerwohnung bezogen. Die Sommerferien waren an und für sich eine schöne Zeit für ihn, denn er liebte glühend Berg und Wald, obgleich die sehnsüchtigen Schmerzen seiner Seele draußen noch heftiger, aber auch noch süßer loderten.

Die kleine Familie bewohnte ein am Waldessaum gelegenes Landhaus, und in diesem Hause wohnte noch ein anderer Sommergast, ein schönes, glutäugiges, wildes Mädchen namens Grete. Grete spielte gern mit Paul und dessen Kameraden Ball

und Reifen, neckte die Jünglinge und trieb allerlei tollen Scherz mit ihnen. Für den stillen, blassen Hans aber hatte sie seltsam zärtliche Blicke, hatte sie eine ganz andere, sanft-liebliche Miene, nahm ihre Stimme einen anderen, einen berückenden Klang an.

Sie setzte sich im Garten ohne weiteres neben ihn. „Warum sind Sie traurig, Hans?“ Sie hatte ihn nie „Herr“ genannt, obgleich er doch einige Jahre mehr zählte als sie, die Siebzehnjährige.

„Ich bin nicht traurig, Fräulein Grete — ich“ — —

„Sie haben so traurige, so seltsame Augen, Hans. Ich habe noch keine solche gesehen.“

Und er wollte versuchen, ihr sein Herz zu erschließen, aber die Worte wollten nicht von seinen Lippen.

Er meinte, eine Welt in sich zu tragen, und wenn er sie beim Namen nennen wollte, zerrann sie in nichts. Würde er dem schönen Mädchen nicht wie ein Thor erscheinen mit seiner Sehnsucht, seiner Melancholie? Oder war er nicht ein Thor? Da saß das schöne Mädchen neben ihm in ihrem lichten Sommerkleide, das nur leicht die üppig blühende, jungfräuliche Gestalt verhüllte, da saß sie mit ihren schönen, lebensprühenden Augen,

und wie ein unsichtbares Fluid schien Jugend, Glück und Freude von ihr auszuströmen. Wie hätten ihm Trauer und Melancholie nicht thöricht erscheinen sollen? Und Grete war so gut gegen ihn, der ihr nicht einmal, wie die andern, den Hof machte. Nie hatte er einen kalten Blick, eine unfreundliche Miene von ihr gesehen, und wenn sie mit den andern genug getollt und gelacht, dann wandte sie sich freundlich zu ihm, als gehörten sie stillschweigend zu einander.

Niemand noch war so ganz aus freien Stücken so gütig gegen ihn gewesen als sie. Wie eine Göttin kam sie in sein armes, freudloses Leben. Und dieses Leben schien ihm jetzt zu eng, Tage und Nächte zu kurz, um die neugeschenkte Wonne zu ertragen, zu genießen. Täglich durfte er Grete im Garten sehen, bei ihr sein, die Seligkeit ihrer Nähe schlürfen. Und dann hatte er nur eine einzige kurze Sommernacht, um alles noch einmal zu durchleben, jeden ihrer Blicke, jedes Wort nachzuempfinden. Wieder erfüllt das Gefühl des Unendlichen seine Seele, jetzt aber ist es die Unendlichkeit des Glückes. Er schwebt in seligen Höhen, er fühlt die Erde nicht mehr.

Der Sommer ging zu Ende, und mit ihm entschwand das kleine Paradies am Waldessaum.

Hans war mit den Seinen nach der Stadt zurückgekehrt und Grete desgleichen.

Er wagte kaum an ihren Besitz zu denken, es schien ihm zu viel des Glückes. Er meinte, es müßte ihn wahnsinnig machen. Dennoch, sie war so gütig gegen ihn gewesen, es konnte auch einmal ein Wunder geschehen. Er mußte sich mit einem unzerreißbaren Bande an sie knüpfen, mit einem Seelenbande. Und da er niemals Worte gefunden, so schrieb er ihr einen Brief. Vielmehr war es ein kleines Buch, in welchem er seine ganze Seele enthüllte, die ganze Geschichte seines innern Lebens erzählte. Noch keiner lebenden Seele hatte er so die seine enthüllt. Er schilderte, wie er sonst im Tode alle Erlösung und Erfüllung gesucht, und wie er jetzt alles in der Liebe gefunden; bedingungslos gab er sein ganzes Sein hin, sie mochte darüber schalten und walten, es würde alles zum Guten führen. Und Hans war überzeugt davon, es müsse alles, alles zum Guten führen. So gab er den Brief ruhig auf und erwartete ruhig die Antwort. Sie blieb lange aus, diese Antwort, endlich kam sie in Gestalt einer auf starkem englischen Papier lithographirten Karte, welche Gretens Verlobung mit einem Dragoner-Oberlieutenant anzeigte. Man hatte öfter von diesem Oberlieutenant, der sich

im Sommer bei einem Manöver befand, gesprochen, ihn auch unter Gretens Anbetern genannt, aber sie hatte so viele Anbeter, die schöne Grete. Für Hans hatte sie kein Wort weiter, was hätte sie auch sagen sollen?

„Sterben!“ sagte sich Hans, „jetzt ist es Zeit, zu sterben!“ Ihm war jetzt sein ganzes Schicksal klar. Deshalb war ihm von Kindheit auf der Todesgedanke so nahe, deshalb war der Tod ihm in einem Traumbild als Befreier und Tröster erschienen, weil eines Tages ein gräßliches Weh sein Herz überfallen würde, für welches es keine Heilung gab, als durch jenen Allerbarmer, Allerlöser. Unmöglich, zu leben mit diesem zerfleischten Herzen, als ein Ausgestoßener, von allem Menschenglück Verbannter! Hans glaubte zu fühlen, wie der Tod seine Hand auf ihn legte und ihn rief: „Komm, jetzt ist es Zeit!“ Seine Haare sträubten sich, unterirdische Stimmen klangen in seinen Ohren, Dämonen griffen nach ihm, ja, es ist Zeit!

Er bereitete sich zum Sterben, ohne einen Augenblick zu schwanken, zu zweifeln. Es war nun einmal sein Geschick, sein Verhängnis so.

Wenn die Furien der Verzweiflung ihn verfolgten, so rief er ihnen zu: „Bald entrinne ich euch,“ und es war ihm eine Art Wollust, zu

denken, daß er das Joch des Schmerzes für ewig abschütteln könnte.

Noch einmal suchte er die Stätten seines einstigen kurzen Glückes auf, die Plätzchen, wo er mit Grete gesessen, noch einmal lebte er alles durch, was gewesen. Es war ja doch eine schöne Wirklichkeit und wert, gelebt zu werden, und jetzt mochte es versinken in den Abgrund der Ewigkeit. Und diese Ewigkeit verklärt alles Endliche, alles Sehnen, alle Schmerzen. Es ist schön, so freier Seele, starken Herzens, klaren Bewußtseins in ihren dunklen Schoß zu sinken.

Hans stand am Rande des rastlos hinrauschenden Flusses. Es wäre schön, in den weichen, glitzernden Wellen zu versinken, mit ihnen dahinzurinnen in das weite, ferne, unendliche Meer. Er blickt immer hinab und kann sich nicht sättigen an dem Spiel der Wellen. Und dann steht er wieder oben am steilen Felsenrand und blickt hinab in das dämmerige Thal, wo einzelne Lichter aufblinken, während der letzte Abendschein im Westen verbleicht. Auch das Sterben ist solch ein Sturz von steilem Rand in einen dunklen Abgrund, es wäre schön, da hinabzustürzen, jäh, plötzlich, mit einem Siegesruf!

Aber der nahe Wald lockt in silbernem Mondesdämmer. Träumerisches Dunkel unter

den Zweigen, bleiche Lichter im Moose gleich silbernen Luftgestalten; hier einschlafen, hinüberträumen in das ewige Dunkel, aber sein Herz pocht so laut, so lebendig, so stürmisch, eine blanke Kugel hinein ist doch das Sicherste.

Und er kehrte noch einmal nach Hause zurück. Ein Brief an die Mutter noch, sie wird ihm verzeihen, ihm die Erlösung gönnen. Sie ist so gut und sie kennt sein leidvolles Herz. Sie wird nicht von ihm verlangen, daß er so fortlebe, den vergifteten Pfeil in der Brust. Ja, sie fühlt, sie ahnt, was mit ihrem Kinde vorgeht; denn als er eben die Pistole geladen, den Hahn zur Probe gespannt, da regt sich etwas hinter ihm, die Mutterarme umfangen ihn und eine sanfte Stimme spricht: „Was thust Du, mein Kind?" Er war nicht imstande zu antworten. Nie hätte er der Mutter eine Lüge gesagt, und wäre es die unschuldigste gewesen.

Sie, die Sanfte, die Ruhige, sie reißt ihn plötzlich an sich in wilder, krampfhafter Angst, wie damals, als der Tod zum ersten Mal im Hause war, als die kleine Anna im Sarge lag. Wie die Henne den Habicht in den Lüften spürt und die Kleinen zitternd unter den Flügeln birgt, so hatte das Mutterherz die Nähe des Todes gefühlt. Laut weinend sank er an die Brust der Mutter,

sie sprachen kein Wort. Der folgende Morgen kam, den Hans nicht mehr hatte sehen wollen, und er stand noch immer am Fenster und blickte hinab auf das wimmelnde Leben unten. Gestern hatte er Abschied davon genommen für immer und heute gehörte er demselben wieder an. So lange das Mütterchen lebte, mußte er bei ihr bleiben. Schloß sie einst die Augen, so kam die Stunde seiner Erlösung.

Also richtete er sich von neuem im Leben ein. Seine Studien mochte er nicht fortsetzen; er hatte nie viel Freude daran gehabt. Bruder Paul wollte ihn in seinem Comptoir beschäftigen. Hans war es jetzt recht gleichgiltig, wie er weiter lebte. Er blickte wie ein Fremder auf die Menschen um ihn, die so ganz in ihre Alltagssorgen verstrickt waren. Er wandelte in ihrer kleinen Welt als Sohn und Bürger der Ewigkeit. Sie hielten ihn für krank, und er ließ sie gewähren, er war ganz ruhig. Das befreiende, erlösende Ende mußte ja doch kommen, und dieser Gedanke goß Öl in seine wild wogende Seele.

Schon nach zwei Jahren schloß die Mutter die Augen. Aber ihr letzter Blick hatte auf ihm geruht, und sie hatte die erkaltende Hand nach ihm ausgestreckt und geflüstert: „Thu's nicht, thu's nicht!“ — die anderen hatten das Wort nicht ver-

standen, er aber, er verstand es. Da stand er nun wieder am Rand des ewigen Abgrundes und blickte sehnsüchtig hinab! War es nicht thöricht, sich zurückzuhalten? Die Mutter sah ihn nicht mehr. Schon als kleiner Knabe, als er an dem Gräbchen der kleinen Schwester stand, hatte er es gewußt: Sie liegen dort unten und schlafen und schauen nimmermehr, was oben vorgeht. Wenn er sich jetzt tötet — es wird das gute Mütterlein nicht mehr kränken.

Und dennoch, er fühlte unaufhörlich ihre Nähe; wenn er jetzt die Pistole an sein Herz setzt, da wird er plötzlich ihre Hand auf seiner Schulter fühlen wie damals. Sie ist da, er wird, er kann es nicht thun.

Aber wie weiter leben? Er bedarf eines stillen Winkels, wo er auf den Tod warten kann, der ja doch sicher kommt. Endlich! etwas früher etwas später, was thut's?

Da kam ihm eine Erinnerung.

Einmal hatte er als kleiner Knabe seine Mutter in das Kloster der Elisabethinerinnen begleitet, wo dieselbe eine Jugendfreundin besuchte. Sie trafen die Nonne in einem kleinen Sprechzimmer, durch dessen kleine vergitterte Fenster grüne Bäume hold hereinlugten. Es war ganz wunderbar still in dem engen Gelaß; der Sonnenschein lag wie eine

Liebkosung auf den dürftigen Möbeln und das Bild des gekreuzigten Christus sah friedlich und verklärt aus, als befände es sich besonders wohl hier. Hans sah noch deutlich die Nonne vor sich mit dem guten, heitern Gesicht unter der großen, weißen Flügelhaube, und deutlich entsann er sich ihrer Worte. Zwanzig Jahre weilte sie im Kloster und kein Gedanke der Sehnsucht trübte ihre Zufriedenheit. Das Kloster lag an einer belebten Hauptstraße der Residenz und nur eiserne Gitter und gebrechliche Milchglasscheiben trennten die Nonne von dem bunten Leben draußen, aber sie hatte vergessen, daß die Welt war — diese Welt war ihr nichts als ein bunter, halbvergessener Traum. — Am Heimweg hatte er die Mutter mit Fragen gepeinigt, ob die Nonne wirklich nie herauskäme. „Niemals," sagte die Mutter „bis sie gestorben ist und nach dem Friedhof getragen wird."

„Vergessen, daß die Welt ist," war es nicht das, was er brauchte? Er gedachte des stillen kleinen Sprechzimmers, des kühlen, dämmerigen Klosterganges, wo die Thorglocke so seltsam widerhallte, wie ein disharmonisches Echo aus der Welt draußen, und es heimelte ihn alles unwiderstehlich an.

Er mußte fort aus dieser Welt, die ihn peinigte.

die ihm nichts zu geben hatte, fort in einen stillen Winkel, um den Tod zu erwarten. Er wollte in ein Kloster gehen.

Seine Wahl war rasch getroffen. Vor Jahresfrist hatte er auf einem Spaziergange dort, wo die Ausläufer des Gebirges beinahe an die Thore der Residenz herantreten, im Grünen ein Kloster mit Kirchlein gesehen, über dessen Pforte die Worte standen: „Asyl für alte, unheilbare Kranke.“ Dorthin lenkte er seine Schritte, und nach halbstündiger Unterredung erklärte sich der Prior bereit, ihn aufzunehmen. „Wenn Sie nur wirklich die Sehnsucht nach der Welt ganz bezwungen haben!“ meinte der Greis. „Ich mußte sie nicht erst bezwingen, denn sie war nie in mir,“ erwiderte Hans ruhig. Und der Alte gab sich damit zufrieden. Daheim lachten sie offen oder versteckt über den Klosterkandidaten. Paul sagte: „Wenn Du wiederkommen willst, lieber Bruder, so ist mein Haus Dir bei Tag und Nacht offen. Dein Erbe, das Du mir abgetreten hast, betrachte ich nur als Darlehen.“

Hans blieb auch jetzt ganz ruhig. Sie wußten es nicht besser. „Ich werde nicht wiederkommen, Paul,“ sagte er, die derbe Hand des Bruders drückend.

Und die Pforte des Klosters draußen im

Grünen fiel hinter ihm zu. Man kommt niemals mehr heraus, wenn man die Schwelle einmal überschritten Die Regel ist streng, sonst hätte Hans dieses Asyl nicht gewählt. Er wollte ja „vergessen, daß die Welt war", und niemals mehr würde sein Fuß ihre Pfade wandeln. Sie liegt hinter ihm wie hinter einem Verstorbenen. Kampf und Not sind vorüber, vor ihm ist ein Leben, in dem nichts mehr vorgeht. Er atmet erleichtert auf — ihm ist so leicht, so wohl zu Mute, fast wie damals, als er den sel'gen Traum vom Sterben träumte.

Man führte ihn in eine kleine Zelle, durch deren Fenster man die fernen, grünenden Berge sieht. Das war ein lieblicher, willkommener Anblick für ihn. Lange stand er und sah, wie das Abendgold auf den fernen Höhen verglühte, während nah und ferne wundersame Stille waltete. Ein süßer, ungekannter Friede zog in seine Brust ein — und das heiße Wehe, das Jahre lang dort gelodert hatte, bebte nur noch leise in ihm nach. Als es stärker dämmerte, tönte ein Glöcklein, das zum Abendgebet rief. Zum ersten Male suchte er die kleine Kirche auf, aus deren geheimnisvollem Dunkel eine Ampel traulich grüßte, während ein letzter roter Abendschein auf den hohen Heiligenbildern verdämmerte.

Schwermütiger Gesang tönte vom Chor herab und legte sich weich, wie eine tröstende Liebkosung, an sein Herz. Seit seiner Kindheit Tagen war ihm nicht so friedlich zu Sinne gewesen. Es war wirklich ein Haus des Friedens, in das er eingekehrt.

Die Brüder waren gut und verträglich, die kranken Greise, welche ihrer Pflege übergeben worden, hatten keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr. Leiser, müder rann hier des Lebens Welle. Niemand kam, niemand ging. Die Straße, die an den hohen Mauern des Gartens vorbeiführte, war wenig befahren. Nur die ewigen Berge sahen herüber nach dem stillen, weltvergessenen Eiland, das nur der Tod zu finden weiß.

Da Hans sich als körperlich schwach erwies, so hatte er nur jeden dritten Tag bei den Kranken zu weilen. Zwei Tage hinter einander gehörten immer ihm allein. Da saß er in seiner lieben, kleinen Zelle und konnte in sich selbst versinken, seinen Erinnerungen leben, seine alten Wunden ausbluten lassen, den süßen, unbestimmten Träumen nachhängen, die ihn so gerne besuchten. Niemand störte ihn, keiner rief ihn, keiner frug nach ihm, keine Botschaft drang zu ihm. Es kam ihm ganz seltsam vor am Anfang, so sehr er diesen Zustand ersehnt hatte. Sonst hatte doch

immer irgend eine Hand von außen in sein träumerisches Leben gegriffen, jetzt nimmermehr. Jahrelang hatte er um seine Erlösung gerungen, jetzt war sie ihm geworden, war der Kampf zu Ende.

Vor ihm und um ihn eine unendliche Stille und Regungslosigkeit. Er versank in stundenlanges, fast lethargisches Träumen, aus dem er mit einem Gefühl der Leere, der Mattigkeit, der Unbefriedigung erwachte. Die Brüder unterhielten sich unter einander so gut als sie eben konnten, schwatzten, spielten Karten, tranken Wein. Hans konnte aber keinen rechten Anteil an ihnen nehmen, es waren harmlose, aber allzu seichte, alltägliche Naturen. So kehrte er immer wieder in seine Zelle zurück, setzte sich an sein Fenster und beobachtete den Zug der Wolken, die wechselnden Färbungen des Himmels, den Wandel der Sterne, das langsame Sterben der Wälder und Wiesen, denn man ging dem Herbste zu. Er konnte jetzt diese Schauspiele ruhig und friedlich genießen, denn die nagende Sehnsucht seines Herzens war zur Ruhe gekommen. Er konnte die Sonne sinken sehen, ohne daß sein Herz wild aufloderte, zu dem Sternenkranz aufblicken, ohne daß die wilde Klage seines Grames gen Himmel stieg. Es war ihm eine schmerzliche Entbehrung, als der Winter

kam und die lieben Berge mit schweren Nebeln verhängte. Diese kurzen, grauen Wintertage, diese langen, finstern Abende, leidlos und freudlos glitten sie hin. Hans gewahrte an sich ein Gefühl der Gleichgültigkeit, das er noch nicht gekannt hatte. Er zählte die Tage nicht mehr, achtete nicht mehr ihres Laufes, gleichgültig, fast stumpf machte er die Tagesordnung mit, sagte er die üblichen Gebete her, die längst ihren mystischen Zauber eingebüßt hatten. Beinahe freute er sich, wenn ihn seine Pflicht zu den Kranken rief. Er nahm einen Anteil an ihnen, an ihrem Sein und Wesen, den er bisher für die Personen seiner Umgebung nicht empfunden. Da war vor allem ein Greis, den er in sein Herz geschlossen hatte, ein armer Arbeiter, welcher sein Lebenlang hart gearbeitet und bittere Not gelitten hatte. Endlich hatte eine Maschine ihm das Bein zerschmettert, und seit einer Reihe von Jahren siechte er hoffnungslos dahin. Sein Weib war tot, seine Kinder in der Welt verstreut. Man brachte ihn in dieses Asyl, und er pries jetzt sein Geschick, denn Zeit seines Lebens hatte er es nicht so gut gehabt. Hans saß stundenlang bei dem Alten und hörte die einfältig ergebenen Schilderungen seines Lebens. Nur einen einzigen Wunsch hatte der Greis noch: er wollte noch ein-

mal die grünen Bäume sehen. „Ihr seid jung, Bruder Johannes, Ihr werdet die Bäume noch oft grün sehen, aber ich nimmermehr.“ Hans wurde es dabei ganz seltsam zu Mute, und doch, wenn er ehrlich war, so gestand er sich zu, daß auch er sich nach den grünen Bäumen sehnte und daß es ihm traurig schien, jetzt zu sterben, bevor der holde Lenz erschienen.

Am Ostersamstag, die Knospen an den Bäumen waren eben zum Aufspringen, starb der Greis. Er sollte das junge Laub nicht wiedersehen. Bevor er entschlief, hatte er noch kindisch nach seinen grünen Bäumen gejammert. Da vertrösteten ihn die Brüder auf die Freuden des Himmels, er aber machte eine Bewegung mit der Hand, als ob er eine Fliege verscheuchte.

In der Nacht fiel ein warmer Regen, und am Morgen guckten die grünen Blättchen aus den gesprengten Knospen hervor.

Hans war nach dem Gottesdienst in den Garten hinausgegangen. Der Prior hatte mit dem Tone seiner warmen, einfältigen Überzeugung den Brüdern gepredigt, daß ihre Seelen einst auferstehen und Freuden genießen werden, gegen welche alle Erdenlust ein Nichts ist. Hans stand unter dem schönen Birkenbaume und sah in das liebliche, zartsprossende Grün einer eben entfalteten

Blattknospe. Das ist der erste Gruß des Frühlings, und der gute Alte, der dort drin in der Totenkammer liegt, er durfte ihn nicht schauen. Sie haben ihn auf die Freuden des Jenseits vertröstet, aber — genießt er jetzt diese Freuden?

Hans hatte oft schöne Träume gehabt von dem Leben nach dem Tode. „Kein Auge hat noch gesehen, kein Ohr gehört, was Gott denen vorbereitet hat, die ihn lieben,“ so hatte man ihn in der Schule gelehrt, und Tage und Nächte lang hatte er als Knabe und Jüngling über dieses Wort gebrütet. Aber im tiefsten Hintergrunde seiner Seele lebte doch die dunkle Überzeugung: „Es ist alles zu Ende, wenn wir entschlafen.“ Ein Trost war es ihm gewesen im tiefsten Jammer seiner Seele und eine klare, ruhige Erkenntnis, als er einst die Großmutter und jetzt seinen greisen Schützling so langsam verlöschen gesehen. Aber in dieser Stunde faßte ihn diese Erkenntnis mit einer ganz andern, mit einer dämonisch unwiderstehlichen Gewalt: es ist mit dem Tode alles zu Ende, und wer nicht hier den Frühling erlebt, der erlebt ihn niemals. Man hat nur dieses eine einzige Leben, um sich zu freuen! Und ein ganz fremdes, wildes, jähes Weh brach plötzlich aus seinem Herzen hervor, „Du bist nie glücklich gewesen, hast Dich nie ge-

freut, hast Dein einziges junges Leben versäumt, verloren!" Ohne daß er es merkte, tropften seine glühenden Thränen auf die zarten Blättchen der Birke, auf die er noch immer niederstarrte. Endlich schlich er mechanisch in seine Zelle und setzte sich an den gewohnten Platz am Fenster.

Die goldene Frühlingssonne lag auf den fernen Höhen. Dort drüben, über der hohen, grauen Mauer des Hofes begann die grüne Freiheit. Die Wiesen leuchteten wie riesige Smaragde, die gestern kahlen Bäume hatten zarte, grüne Schleier übergeworfen und leichte, silberne Flore schwebten im blauen Äther hin. Balsamische Lüfte drangen schmeichelnd durch sein Fenstergitter, und ein leiser, lieblicher Wind brachte ihm unbestimmten Blumenduft aus der Ferne. In seiner Brust, wo es so dumpf und still gewesen, regte sich ein seltsames, heißes Drängen, eine rasch erwachsende Sehnsucht, auf den Bergen, auf den Fluren herumzuwandeln, den Frühling einzuschlürfen, sich an jedem Baum zu erfreuen, jede Blume zu lieben. Und er durfte nicht hinaus, er war eingekerkert!

„Welch ein Thor," rief es in ihm, „welch ein Thor warst Du, daß Du Dich einsperren ließest. Konntest Du Dich nicht in die Einsamkeit der Berge, der Wälder flüchten? Konntest Du Dich nicht an

der Schönheit der Welt erfreuen in Deiner Einsamkeit und Stunden reiner Freude in dieses eine einzige Leben flechten? Die Welt ist überall schön und überall findet Dich der Tod, wenn er kommen will."

Tage vergingen, aber die neuerwachte Sehnsucht wollte nicht weichen. Er saß unaufhörlich am Fenster und sah mit fiebernden, durstigem Blick nach den Bergen; hinsiechend wie ein kranker Wandervogel, unstät, traurig, traumverloren den Blick immer ins Weite gerichtet.

Zwei Monate noch ertrug er es. Als der Juni lächelte, duldete es ihn nicht mehr in den engen Mauern, und er verließ das Kloster.

Sein Probejahr ging erst im Frühherbst zu Ende. Mit feuchten, aber doch freudeglänzenden Augen sagte er den Brüdern und den kranken Greisen Lebewohl und trat hinaus in das Leben.

Er legte den fast zweistündigen Weg vom Kloster nach seinem Vaterhause zu Fuße zurück, obgleich dieser Weg ihn mitten durch das lärmende Treiben der Residenz führte. Aber er wollte das Leben unmittelbar empfinden. Ihm war, als sei er Jahre und Jahre abwesend gewesen, als käme er aus einer andern Welt und blicke jetzt auf das Leben wie von einem hohen Berge nieder. Es konnte ihm nichts mehr an-

haben. Süße, leis wehmüthige Ruhe füllte seine Brust, während er langsam sinnend die menschenwimmelnden Straßen durchschritt, die mannigfachen Bilder um sich mit der reinen Freude eines Genesenden in sich aufnehmend.

Daheim empfing man ihn mit lautem Jubel, wie einen vom Tode Auferstandenen. Bruder, Schwägerin, Neffe, Arbeiter, Dienstboten, alles umringte ihn und freute sich seiner Wiederkehr. Warum war ihm die Nähe all dieser guten Menschen damals lästig gewesen? Er konnte es jetzt nicht mehr begreifen. Es that ihm jetzt so wohl, ihre guten, freundlichen Gesichter zu sehen. Wie eine neue, warme Lebenswelle drang es durch seine Glieder, und alles, was ihm früher fremd, kalt, bedrückend gewesen, legte sich jetzt schmeichelnd an sein lebensdurstiges Herz. „Welch ein Thor bist du gewesen, so viele Jahre deiner Jugend zu versäumen,“ sagte er sich, als er sich von neuem in seinem Studentenstübchen einrichtete. Die Sommersonne schien wohlwollend herein. Er sang, während er den großen Koffer mit seinen weltlichen Sachen auspackte, der in einer Dachbodenkammer gestanden hatte. Er sang, denn das Leben lag ja so weit, so freundlich, so lockend vor ihm. Das erste war, seiner ungestümen Wanderlust zu genügen. Ja, er wollte nach

Herzenslust wandern! Er hatte schon hie und da ein Stückchen Erde gesehen, aber ohne den rechten Anteil, ohne die rechte Genußfähigkeit, damals noch, als die schmerzliche Unrast in ihm wühlte. Sie war jetzt fort, er hätte nicht sagen können, seit wann, aber sie war fort. Den ganzen Rest des Sommers wanderte er in der Bergwelt der heimischen Alpen umher, erfüllt von der neuen Seligkeit des Genießens.

Jedes muntere Wässerchen, jeden üppigen Baum, jedes schöne Abendrot, den Zauber jedes Thales, die stille Schönheit jedes Berggipfels nahm er in sich auf und ging nicht weiter, bis er das Bild nicht ausgekostet. Als der Herbst kam, da war er nicht eben weit gekommen, aber er war glücklich gewesen, ganz glücklich im Schoße der Natur. Fühlte er doch überall den Hauch des alleinen, ewigen Lebens, und jedes Fleckchen Erde hatte seinen Reiz, seinen Zauber für sich.

Der Spätherbst brach ungewöhnlich rauh ins Land, und eben als Hans im Begriffe war, sich für den Winter behaglich niederzulassen, da warf ihn eine plötzliche Krankheit, ein Blutsturz, nieder. Es ist ein Übel auf Leben und Tod, Hans wußte es wohl. Ein namenloser Schreck faßt an sein Herz, das ist das Ende, welches er frevelnd beschworen, das er so oft, so oft herbeigerufen!

Nun ist es da, eben jetzt, wo er das Leben schätzen, begreifen, lieben gelernt, wo er den goldenen Becher eben erst an die Lippen gesetzt, nun faßt die gewaltige Todeshand nach ihm: „Nicht weiter!“ Er wollte immer sterben, jetzt kommt das unerbittliche Müssen!

Er schreit auf, da erstickt die rote Woge des Blutes von neuem seine Stimme, eisige Kälte kriecht an seinen Gliedern hin, sein Atem keucht. Der Arzt macht eine bestürzte Miene, die andern weinen, das Ende ist da! Aber nein, er will nicht sterben, noch nicht, nicht jetzt. Ein gewaltiges Lebensgefühl bricht aus ihm hervor, ein glühender Drang, jeder Tropfen seines Blutes, jeder Nerv seines Leibes sträubt sich gegen den Tod. Er will, er wird nicht sterben! Nun liegt er ganz ruhig und lächelt, er wird nicht sterben!

„Es ist schon besser, viel besser,“ sagte er zu den Seinen. Und es ward wirklich besser.

Sie sagten, es wäre ein Wunder geschehen, und Hans glaubte selbst an das Wunder.

Ein wunderbares Gefühl war ihm von dieser Krankheit geblieben, er schien sich selbst ein Gefeiter! Er fühlte sich nun ganz sicher, wenn er nicht wollte, würde er nicht sterben. Und so ruhte er sicher, selig im festen Arm des Lebens.

Jahre gingen hin; Hans wohnte im Hause

seines Bruders, wanderte im Sommer, half im Winter in dessen Geschäfte.

Alle im Hause liebten den blassen, stillen Mann, und Unverträglichkeit, rauhes Wesen schwiegen in seiner Nähe. Etwas wie Verklärung ging von ihm aus, etwas von der sanften Lebensfreude, die aus seinen großen, mächtigen Augen strahlte. Ihm war jeder Tag, den er lebte, ein Fest- und Freudentag.

Er hatte die Bildwerke der alten Meister kennen und lieben gelernt und verlebte viele glückliche Stunden in ihrem Anschauen. Mit liebevoller Andacht konnte er sich in jedes Bild vertiefen und dessen eigentümlichen Reiz, dessen Stimmung in sich aufnehmen.

Ein jedes dieser alten Meisterwerke, dieser weißen Marmorbilder, dieser farbenglühenden Gemälde war eine Welt für sich und wert, mit Bewußtsein genossen zu werden. Die neueren Meister brachten wieder neue Anschauungen, mannigfache Stimmungen, die zum Betrachten und Versenken anregten.

Auch an der Musik, die ihn sonst krankhaft erregt und zu Thränen gebracht, fand er jetzt einen Quell der Freude.

Aber es bedurfte nicht einmal all dessen — ihn ergötzte alles, was der Tag ihm brachte.

Wie hätte ihm nur die Welt öde scheinen können, da sie doch des ewigen, üppig quellenden Lebens voll war. Er liebte es, durch die von Menschen wimmelnden Straßen zu wandeln, die Lebenswelle gleichsam um sich spielen zu sehen und dabei die Kraft und Fülle seines Innern zu fühlen. Reizvoll war der Winterabend, wenn die Menge durch die erleuchteten Straßen flutet, wenn blendende Lichtfülle aus den bunt angefüllten Schaufenstern strömt und die Gesichter der Beschauer bestrahlt. Und wie herrlich ist die Stadt im Frühling, wenn ihre Gärten und Alleen sie wie grüne Kränze schmücken und alle Wege von fröhlichen Menschen, von jubelnden Kindern wimmeln. Und die blühende, grünende Sommerszeit mit ihrem frischen, würzigen Morgen, dem träumerisch brütenden Mittag, dem stillen, warmen Nachmittag, dem lauen, dämmerigen Abend! Und der geliebte Himmel mit seinem Wolkengewimmel und seinen ewigen Sternen, die Hans kein Rätsel mehr scheinen: Denn dort oben waltet ein Leben, das dem seinen verwandt ist, das er ahnend mitempfindet. Das All ist in seiner Brust und hat ihm nichts Fernes, nichts Fremdes mehr! Das Schönste, das Herrlichste aber ist die Zeit des Wanderns. Oh, man müßte Jahrhunderte alt werden, um die ganze Schönheit der blühenden Welt zu genießen. Hans vermochte es

nicht, nur so mit der Eisenbahn durch die Gegenden zu fliegen, er mußte überall weilen und die Stätte lieben, wo er weilte. Und dann sehnte er sich, wieder zu ihr zurückzukehren. Da hatte er eine träumerische Bergschlucht entdeckt, dort ein lieblich verborgenes Wässerlein und dort einen am Fuße hoher Berghäupter ruhenden, verwilderten Bauerngarten, eine holde Blumenwildnis. Und welch ein kleines Stückchen Erde hatte er erst gesehen! Was Menschenhände Schönes geschaffen, das alles zu sehen und zu genießen, lag im Bereich der Möglichkeit, nicht aber, was die Natur hervorgebracht. Und es betrübte ihn, daß es so sein sollte. Nein, er wollte nicht sterben, bevor er nicht müde geworden, zu genießen, und er konnte nicht müde werden.

Indes machte die Krankheit in seiner Brust leise, aber unaufhaltsame Fortschritte. Die Seinen machten bekümmerte Mienen, er aber, er war ruhig und lächelte über ihre Besorgnis, er würde nicht sterben.

Als der Herbst wieder herannahte und sein Husten immer böser wurde, da kamen sie zaghaft, schonend und meinten, er solle den Winter im Süden verbringen, Vorsicht schade nicht und Ähnliches.

Ein Winter im Süden! Er wollte es gern,

wenn auch nicht seiner Krankheit wegen; er würde nicht sterben!

Er kommt in sein Stübchen, und mit einemmale bemerkt er, wie sein Atem schwer und röchelnd geht. Es ist doch ein Schatten in seine Seele gefallen, ein dunkler, namenloser Schatten. Wenn es doch das Ende wäre, wenn sein Atem stockte, wenn der Quell des Lebens in ihm versiegte — so wird er dennoch fortleben, fortleben, er weiß nicht wie, aber er wird fortleben. Er fühlt die Ewigkeit, die Allheit in sich, seine Arme fassen liebend in das Unendliche, und jedes Sonnenstäubchen ist ihm verwandt. Sein Ich kann nicht sterben, nicht vergehen, denn sein liebendes Herz ist in allem, was lebt.

Er blickt ruhig nach der sinkenden Sonne, der Schatten ist wieder aus seiner Seele gewichen.

Er verlebte einen schönen Winter an der Riviera, die Schönheit des Meeres und des südlichen Himmels mit allen Zügen schlürfend. Er fühlte sich nicht krank, obgleich er sich nicht verhehlen konnte, daß sein Atem immer kürzer und beängstigender wurde.

Aber als der nordische Winter eben erst zu weichen begann, faßte ihn unstillbares Heimweh und er fuhr nach Hause.

Von bösem Fieber geschüttelt kam er heim,

und man brachte ihn zu Bette. Er wollte nun ordentlich ausruhen, um im Sommer wieder reisen zu können. Da lag er nun in seinem Stübchen, von der liebevollen Sorge der Seinen umgeben, und verfiel von einem langen Schlummer in den anderen. Wenn er erwachte, verlangte er nach Sonnenschein. Aber draußen wüteten häßliche Aprilstürme und der Himmel war grau verhangen.

Man mußte das Bett des Kranken gegen das Fenster kehren, damit er den Himmel sehen könne. Aber die ersehnte Sonne wollte nicht kommen.

Eines Abends fühlte sich Hans sehr krank und kleinmütig. Und mit matter, erlöschender Stimme frug er den Bruder, der an seinem Bette saß: „Nicht wahr, Paul, Du meinst auch, es ist nicht alles zu Ende mit dem Tode?"

„Ich meine auch so," erwiderte der gute Paul bänglich und unsicher, „aber denke nicht daran, Hans, Du wirst noch lange bei uns bleiben."

„Ja, das will ich, das werde ich," sagte Hans wieder ganz zuversichtlich.

Und gleich darauf umfing ihn wieder der lange dunkle Schlummer, in dem wirre Träume auftauchten von weißen Venusbildern und Rafaelschen Engelchen, von blauen Meereswogen und dunklen Waldwildnissen.

Und eines Abends erwachte Hans wieder aus diesem langen, dumpfen Schlummer. Sein Auge fiel auf das weit offene Fenster, durch welches ein lichtumflossener, von rosigen Abendwölkchen bevölkerter Himmel hereinsah.

Endlich waren die grauen Nebel gewichen.

Hans fühlte eine sonderbare Kälte an seinem Herzen, eine bleierne Mattigkeit in den Gliedern, etwas Schweres, Furchtbares auf der Brust.

Die Seinen standen um sein Bett und weinten laut.

Das war der Tod.

Und noch einmal flammte sein Herz gewaltig auf, er breitete die Arme aus, und die großen glühenden Augen auf den Abendhimmel gerichtet, rief er mit gewaltiger Stimme: „Ich lebe, lebe ewig!“

Dann sank er zurück und sein Auge brach.

Sie standen stumm und regungslos um den Toten und keiner wagte mehr zu weinen.

Moderne Helden.

Charakterbilder.

Zwei Teile.

Nur ein Mensch.

Hans, der nicht sterben wollte.

Sommernachtstraum.

Von

F. von Kapff-Essenther.

Motto:
Es giebt heute kaum mehr einen Heroismus des Handelns; nur noch einen des S e i n s.

Zweiter Teil.

[1885]

Jena,

Hermann Costenoble.

Verlagsbuchhandlung.

Sommernachtstraum.

Motto: Wohl sagten weise Männer mir: Die Minne
Ist nur ein Traum in schwüler Sommernacht,
Ein Funke, den der Atem heißer Sinne
Zu Glut und Flammen stürmisch angefacht.
Und sei's ein Traum! Ich lasse ihn gewähren,
Der mehr als je die Wirklichkeit mir gab;
Ist's eine Flamme, mag sie mich verzehren —
Liegt jenseits des Genusses nicht das Grab? —

I.

Im adeligen Kasino der Residenz waren an einem stürmischen Frühlingsabend einige junge Herren in äußerst lebhafter Unterhaltung begriffen, während welcher sie dem Burgunder fleißig zusprachen. Der Impuls zu derselben ging von dem Erzähler in ihrer Mitte aus, einem etwa dreißigjährigen blonden Manne von großer Beweglichkeit und stark selbstgefälligem Wesen, welcher mit seinen scharfgeschnittenen Zügen und seiner mageren Figur einen stets wechselnden mimischen Ausdruck für seine Worte fand.

Herr von Mallowitz, so nannte man den Helden des Abends, war eben von einer größeren italienischen Reise zurückgekehrt, um den Rest der Saison in Wien zu verbringen. Es schien ihm sichtlich zu behagen, einen kleinen Kreis von Be-

kannten gefunden zu haben, in deren Mitte er nun das große Wort führte.

Der große Dragoneroffizier an seiner Seite mit dem schönen, aber etwas starren Gesicht, der selten den Mund öffnete, um mit schwerer Zunge eine ziemlich naive Bemerkung zu machen, nannte ihn „Du“, und die Art des Verkehres der beiden setzte eine größere Vertraulichkeit voraus. Die Unähnlichkeit zwischen Herrn von Mallowitz und dem Dragoner, den man Baron Rosen nannte, fiel so stark auf, daß einer der Anwesenden, ein junger Graf mit recht verlebten Zügen, erstaunt gefragt hatte: „Ja, woher seid Ihr denn mit einander bekannt?“

„Wir waren in der Wiener-Neustädter Akademie zusammen, Rosen und ich,“ erwiderte Herr von Mallowitz, „sind alte Kameraden.“

„Ah, Sie haben gedient, Mallowitz?“

„Gewiß, bis vor zwei Jahren, im 9. Dragonerregiment. Dann habe ich quittiert ohne Beibehaltung meines militärischen Grades, ich wollte ganz frei und ungebunden sein.“

„Er hat es leicht, die Ungebundenheit zu lieben,“ sagte Baron Rosen, etwas mit der Zunge anstoßend, was ihm übrigens nicht gerade schlecht ließ, „da er eine Herrschaft in Ungarn im Werte von einer Viertelmillion geerbt hat; natür-

lich, für einen armen Kavalier bleibt der Dienst die einzig anständige Art, sich fortzubringen."

„Tröste Dich, lieber Rosen, Du bedarfst der Uniform; solche Hünengestalten kommen nur im Waffenrock zur Geltung, Du würdest im Frack abscheulich aussehen. Übrigens ist es Deine Schuld, wenn Du noch nicht Gutsbesitzer bist, oder was ist es mit Deiner Cousine, der Besitzerin des Rosenschlosses? Ein schönes und einträgliches Gut, so viel ich weiß?"

„Ich werde sie beerben, wenn sie, ledig oder nicht, kinderlos stirbt," sagte Baron Rosen mit naivem Ernst.

„Ah — die schöne Freiherrin!" riefen die anderen.

„Sie sieht nicht aus, als ob sie an das Sterben dächte," meinte lachend Mallowitz.

„Du kennst sie?" rief Rosen und öffnete weit seine dunklen Augen und seine üppigen, roten Lippen.

„Ich glaube bestimmt, daß ich sie kennen gelernt habe," sagte Mallowitz lächelnd.

„Sie war während einiger Monate verreist," antwortete Rosen, „man wußte nicht wohin."

„Sie sieht sehr kräftig und blühend aus," fuhr Mallowitz fort. „Auf ihren Tod warten, das ist eine langwierige Geschichte. Auch kann sie noch

zahlreiche Leibeserben bekommen. Der kürzeste Weg für Dich wäre, sie selbst zu heiraten, Du großes Kind."

„Darüber ist alle Welt einig!" riefen andere Stimmen.

Baron Rosen hatte sich lebhaft verfärbt, und seine dunklen Augen blitzten in einem Feuer, das man dem stillen Manne nicht zugetraut hätte.

„Regina will überhaupt nicht heiraten, ich habe Dir das schon früher gesagt."

„Derlei nimmt man nicht ernst, lieber Adalbert; alle Mädchen sagen das, bevor sie sich tüchtig verlieben. Bei deiner Cousine wäre es nun allerdings Zeit, sie ist ja in Deinem Alter, also beiläufig dreißig Jahre."

„Sie ist zwei Jahre jünger als ich."

„Also achtundzwanzig, ein Alter, in dem ein so schönes Weib lieben muß, unbedingt lieben muß. Es ist Deine Schuld, wenn sie nicht Dich liebt."

„Regina ist nicht wie andere Weiber sind," stieß der Dragoner mit düster flammendem Blick hervor.

„Sie ist aber doch ein Weib, nicht wahr? Meine Herren, dieses Unglückskind liebte schon auf der Akademie seine schöne Cousine. Er wurde

immer mit der Equipage seines Onkels abgeholt und verbrachte seine Ferialtage auf dem Rosenschloß. Man konnte, nebenbei bemerkt, die Südbahn benutzen, aber der alte misanthropische Baron zog seine Pferde und Wagen derselben vor, eine Passion, welche seine excentrische Tochter geerbt haben soll. Also Adalbert war der einzige Freund und Spielgefährte des kleinen Freifräuleins, der Erbin heißt das, und dieses Verhältnis blieb bis zu seinem Austritt aus der Akademie unverändert. Sie war damals eine völlig heiratsfähige Jungfrau, er ein, man muß zugeben, bildschöner Lieutenant, dazu ein offenbarer Günstling ihres Vaters, seines Onkels, und nun frage ich: ist es nicht seine Schuld, wenn er nicht Herr des Rosenschlosses und seiner Herrin ist?"

„Man heiratet ja selten seine Jugendliebe," sagte einer der Herren mit einem theilnehmenden Blick auf die finstere Miene des Baron Rosen. „Und dann, es gehört wirklich etwas dazu, so ein Marmorbild zu heiraten, wie diese Baronesse Rosen."

„Sind Sie vielleicht selbst abgeblitzt, Herr Graf?" fragte Mallowitz mit schelmischem Lächeln.

„Nun — so — etwas," gestand der andere freimütig zu, „es ist in diesem Falle keine Schande.

Bei Baronesse Rosen ist es ja keinem besser ergangen, ich wüßte noch manchen zu nennen."

„Ei, ei," meinte Herr von Mallowitz, „endlich muß jadoch der Richtige kommen. Hörst Du, Adalbert? Du willst doch nicht etwa fortgehen? Ich habe soeben neuen Wein bestellt."

Baron Rosen hatte sich in der That erhoben, als wollte er gehen. Das Gespräch behagte ihm offenbar wenig und doch schien es ihn wieder festzuhalten.

„Und wo hast Du meine Cousine kennen gelernt?" fragte er jetzt mit schlecht verhehlter Unruhe.

„Ich wollte das allerliebste Abenteuer eigentlich nur Dir allein erzählen, Adalbert, nun, es sei d'rum, auf Deine Verantwortung hin."

Baron Adalbert war wieder dunkelrot geworden.

„Sei ruhig! Es ist nichts, was Deine schöne Cousine nicht selbst erzählen würde. — Kellner, wo bleibt der Wein?"

„Sie müssen wissen, meine Herren," nahm Mallowitz das Wort, als die Gläser gefüllt waren, „daß ich nicht eigentlich reiste, um Italien zu sehen, das ich schon ziemlich genau kannte, sondern um Novellenstoffe zu suchen."

„Ach ja, Sie sind ja unter die Schriftsteller gegangen und mit großen Erfolge,“ rief man.

Mallowitz machte eine ablehnende Geberde mit der Hand. „Jedenfalls war meine Vorliebe für die litterarische Produktion ein Grund mehr, daß ich den Dienst quittierte. Ich habe nur die Absicht, meine Sammlung von Feuilletons —“

„Moderne Hesperusfahrten, ach, ich erinnere mich,“ sagte Baron Rosen.

„Pardon, moderne Hesperidenfahrten,“ verbesserte Mallowitz, „wie gesagt, ich will dieser Sammlung einen Novellencyklus folgen lassen.“

„Höre, Mallowitz,“ sagte Baron Rosen mit seinem offenen, treuherzigen Blick, „Du hättest es aber doch nicht nötig, ein gar so bürgerliches Metier zu ergreifen.“

„Eine sehr veraltete Ansicht, guter Freund. Was Du da meinst, meinte man vor fünfzig Jahren in Altwien. Jetzt ist die Litteratur kein eigentliches Handwerk mehr, sondern ein Mittel, durch die Persönlichkeit auf weitere Kreise zu wirken. Die Aristokratie wird natürlich dieses Mittel, sich in der Gesellschaft geltend zu machen, nicht unbenützt lassen. Wie viele Aristokraten schreiben nicht jetzt: Graf Schack, Graf Stadion, Gräfin Ballestrem, Gräfin Kayserling und andere mehr. Ja, was willst Du? Schreiben und schrieben

nicht Könige und Prinzen von Geblüt, wie der verstorbene König Johann von Sachsen, König Ludwig I. von Bayern, Kaiser Max von Mexiko; sind nicht Prinz Georg von Preußen und Kronprinz Rudolf schriftstellerisch thätig?"

Rosen schwieg, dann sagte er: „Ich begreife nicht, wie man für die Leute schreiben kann, wenn es nicht darum ist, um Geld zu verdienen. Und ich weiß auch nicht, wo man das Zeug hernimmt, wenn man nicht gerade dicke Lügen —"

„Ja, wo man das Zeug hernimmt," unterbrach ihn Mallowitz lachend, „siehst Du, da hast Du gleich den Nagel auf den Kopf getroffen. Man muß das „Zeug" zu finden wissen. Ich nämlich habe die Absicht, Novellen zu schreiben, im guten, alten Stile der „Novella", was bekanntlich Neuigkeit bedeutet. Den Stoff um seiner selbst willen zur Geltung zu bringen, nicht durch die Art des Erzählens zu wirken, sondern durch das Erzählte, das soll meine Aufgabe in der modernen Litteratur sein. Unsere Schriftsteller haben weder den Mut, noch die Gabe zu erfinden. Sie bringen Alltägliches, hundertmal Gesagtes und versuchen, es durch die Einkleidung, die Manier interessant zu machen. Dadurch verschwindet alle Ursprünglichkeit, alle Farbe, alle Phantasie aus der Novelle. Ich beabsichtige,

durch die Geschichte als solche zu fesseln. Dekameron und Heptameron sind meine Vorbilder."

„Wie das?" warf der erstaunte Baron Rosen ein, „sind das nicht Regierungsformen der Alten?"

„Nein, es sind Novellensammlungen des Boccaccio und der Königin von Navarra. Etwas Neues, Reizendes, Pikantes zu erzählen, das, nur das wollten jene Autoren, und ihre Novellen sind noch für uns neu und reizend. Gut, aber wo Stoffe finden in unserer modernen Welt? Man erlebt nichts, gar nichts. Diese fürchterlich geordneten Zustände schließen jedes Abenteuer aus. Ich habe die ganze Apenninische Halbinsel durchstöbert, um auf ein Abenteuer, ein halbwegs erzählenswertes Abenteuer zu stoßen, nichts, immer nichts; alles lief glatt ab. Meine letzte Hoffnung beruhte auf Sicilien, wo es angeblich noch Räuber geben sollte. Man hatte doch wegen dieser Räuber das italienische Parlament interpelliert, mir aber wichen sie aus, ich konnte keinen zu Gesichte bekommen. Ja, Diebe giebt es genug allenthalben, aber keinen anständigen Banditen. Jämmerliches Zeitalter das!"

„Hätten sie Dich doch einmal bis aufs Hemd ausgezogen, die sicilianischen Banditen!" sagte Baron Rosen mit seinem treuherzigen Brustton.

„Sie hätten auch das Hemd nehmen können,"

erwiderte Mallowitz lachend, „würde ich nur etwas erlebt haben.“

„Aber Sie hatten doch ein Abenteuer mit Baronesse Rosen,“ sagte der junge Graf mit den verlebten Zügen, welcher seinen Mißerfolg bei der genannten Dame bekannt hatte.

„Ja, das war ein reizendes Abenteuer, aber vorläufig fehlt mir noch die Pointe dazu,“ sagte Mallowitz mit selbstgefälligem Lächeln. „Die Pointe, nun, ich werde sie wohl noch finden. Also hören Sie, meine Herren. Ich wohnte in Neapel in der Casa inglese, einer eleganten Pension, wo die vornehmsten Engländer wohnen. Es war ein schöner Abend, eigentlich ein Pleonasmus, wenn man schon „Abend in Neapel“ sagt, und ich rauchte meine Zigarre auf der Brüstung der Terrasse sitzend und auf das Meer hinausblickend.“

„Und auf ein Abenteuer wartend,“ schob der junge Graf ein.

„Ganz richtig. Meine Hausgenossen, die Englishmen, wußten nichts Besseres zu thun, als mit Pistolen nach der Scheibe zu schießen. Es gab ein großes Halloh dabei. Einer der Herren hatte die Spielkarte, nach der man zielte, an einem ziemlich entfernten Baume befestigen lassen und vermaß sich, sie an einem bestimmten Punkte zu treffen; jedoch gelang ihm das nicht. Nun ver-

suchte es noch einer oder der andere, aber keiner traf. Da trat plötzlich ein junger Fremder, den man bisher kaum beachtet hatte, an die Gruppe heran, ergriff mit einigen höflichen, ich glaube italienischen Worten die Pistole und schoß ohne weiteres ins Ziel. Ich hatte die ganze Szene wenig beachtet, denn solche Schützengeschichten sind ja weder neu noch originell, doch wurde ich aufmerksam, als jemand von den Zuschauern auf der Terrasse sagte: „A fair lad indeed", und ein anderer erwiderte: „He looks quite ladylike", nämlich: er sieht wie eine Dame aus. Ich fixierte nun den fremden Schützen. Es war ein junger Bursche von ungefähr 18—20 Jahren, ein bildschönes, trotziges Gesichtchen mit großen, geistvollen Augen, einen riesigen Strohhut auf den auffallend langen, braunen Locken, die Gestalt trotz des prachtvollen Wetters in einen langen, weiten Waterproof gehüllt. Als er sich von allgemeiner Aufmerksamkeit umgeben sah, grüßte er kurz und schritt eilig davon. Ich war wie elektrisiert, das war wohl eine Gestalt für eine „Novella". Leider stellte ich vergebens das ganze Haus auf den Kopf, niemand kannte den jungen Fremden. Durch acht Tage lief ich Neapel und seine Umgebung ab, ohne eine weitere Spur zu finden. Endlich war mir das Glück günstig.

Mitten in der Nacht, es war eine unvergleichliche Mondnacht am Golf, sehe ich die Silhouette des gewaltigen Strohhutes, mit welchem der verwunschene Prinz bei Tage vermutlich seinen Teint zu schützen suchte. Ich näherte mich vorsichtig dem scheuen Vogel. Er hatte jetzt den Hut abgenommen, das holde Gesicht mit der hohen Stirn und den großen Augen sah im Mondlichte dämonisch schön aus. Ich trat näher und sagte einige italienische Worte über die schöne Nacht. Ein sehr ungnädiger Blick streifte mich, ein kurzes unfreundliches „Si Signore“, aber welche weiche Stimme! und das rätselhafte Geschöpf wandte sich zum Gehen. Es hatte heute den unvermeidlichen Regenmantel vorn geöffnet, und ich sah im Mondlicht deutlich den Lauf einer Pistole blinken. Selbstverständlich folgte ich meinem Novellenstoff, doch schon in einigen Minuten entführte mir ihn ein bereitstehender Wagen. Ich will mich nicht mit der Schilderung meiner Forschungen wiederholen, genug, im vatikanischen Museum fand ich meinen Jüngling wieder.“

„Weiter, weiter!“ drängte Rosen, dessen dunkle Augen immer größer geworden waren, da Mallowitz sich eine frische Zigarre anzündete.

Dieser, nicht wenig geschmeichelt von der Aufmerksamkeit der Gesellschaft, fuhr fort: „Ich

hatte diesmal mehr Gelegenheit zum Beobachten und zog aus den kleinen Händen und Füßen, aus dem Gang, aus den, wenn auch sorgsam verhüllten Formen den unwiderleglichen Schluß, eine verkleidete Dame vor mir zu haben. Ein junger Mann in den Flegeljahren konnte nicht so schön, so graziös und so decidiert in der Bewegung sein. Wer aber war dies Weib, welches den Mut hatte, ein fremdes Land mutterseelenallein in einer Verkleidung zu durchreisen, welche ebenso leicht zu durchschauen ist, als sie der Trägerin die natürliche Schutzwehr ihres Geschlechtes raubt? Ich hatte diesmal herausgebracht, daß die Unbekannte auch deutsch verstand. Ich sah sie lächeln, als ich laut zu meinem Begleiter, einem deutschen Maler, sagte: „Ein hübscher Junge, ist offenbar seiner Mama oder seinem Hofmeister davongelaufen.“ Auch war ich so glücklich, die Wohnung meines Helden oder meiner Heldin bei deren Verfolgung zu eruieren. Es war eines der ersten Hotels; ich übersiedelte noch am selben Tage mit Sack und Pack dahin, um zu erfahren, daß mein Held soeben abgereist sei. Wohin, wußte man nicht. Doch erfuhr ich jetzt den Namen des interessanten Reisenden; ich hörte, daß er ohne Diener reise, fast nichts spräche, stets auf seinem Zimmer gespeist und sich nie in Gesellschaft ge-

zeigt habe, daß er drei Appartements bewohnte, in dessen mittlerem er bei stets verschlossenen Thüren geschlafen habe. Also Beweise in Überfluß für meine Vermutung. In Florenz fand ich den Namen auch in den Fremdenbüchern, er lautete: „Reginald Freiherr von Rosen."

Ein allgemeines „Ah!" akklamierte diesen Namen. Nur Rosen schwieg, vielleicht hatte er bis jetzt geglaubt, daß sein Freund sich geirrt hätte.

Mallowitz fuhr fort: „Ich folgte meinem reizenden Novellenstoff von Neapel bis Venedig, kein Kunststück in unserer Zeit der Fremdenbücher und Fremdenlisten. Eine persönliche Annährung war mir jedoch nicht gelungen, ich glaubte nur so viel herausgebracht zu haben, daß die Dame nur deshalb in dieser Verkleidung reiste, um ganz einsam und ungestört Italien genießen zu können. Ich würde dies übrigens nicht geglaubt haben, wäre ich nicht über den Charakter dieser Freiherrin von Rosen schon orientiert gewesen. Denn es ist unglaublich, weil unnatürlich, daß ein schönes, üppiges Weib in einer abscheulichen Verkleidung nach dem Lande reist, welches sonst das Ziel aller glücklich Verliebten ist."

„Wer weiß, vielleicht war es doch nicht Regina!" rief jetzt Rosen ganz unvermittelt. „Wer

weiß, wie das zuging, daß jemand diesen Namen annahm."

„Es war doch wohl Deine Cousine, lieber Adalbert, denn in Venedig traf ich sie als Dame wieder und sie hieß im Hotel Bauer Regina von Rosen. Wahrscheinlich war ihr Venedig, wo es allezeit Wiener gibt, kein passendes Lokal für ihre Jünglingsrolle. — Ich fuhr eines Tages auf den Golf hinaus und nichts zu suchen, das war mein Sinn. Da sehe ich eine Dame allein in einer Nußschale von Gondel, mit lässig kräftiger Hand selbst rudernd. Das Meer war allerdings wie ein Spiegel. Ich wußte im Augenblick, daß es mein Reginald sei. In einigen Minuten war die einsame Schifferin eingeholt. Sie trug ein einfaches, karriertes Reisekleid und einen Hut mit blauem Schleier. Ihre üppige Brust wogte bei der rhythmischen Bewegung des Ruderns, als wäre sie einer langen, häßlichen Fessel entledigt. Unnachahmlich war der Ausdruck dieses stolzen, trotzigen Gesichtchens in seinem abweisenden Selbstgenügen. Wie reizend steht doch alles der Schönheit, sogar die Emancipation. Ich folgte meiner Amazone, ohne, wie es schien, von ihr bemerkt zu werden. Denn sie m u ß t e mich bemerken, aber ihre Koketterie, die Koketterie der Unnahbarkeit ist vollendet."

„Wie kannst Du derlei behaupten!“ fiel Rosen ohne weiteres ein. „Regina macht sich wirklich nichts aus den Männern.“

„Ich kenne die Frauen besser als Du, lieber Adalbert, halte mir das zu gute. Also, ich lande zugleich mit meiner Heldin und lauere auf den Augenblick, mich ihr unter einem Vorwand nähern zu können. Da scheint ihr die Ruderstange zu entgleiten, ich fahre natürlich wie besessen auf das Holz los, verliere das Gleichgewicht und wäre wahrscheinlich ins Wasser gefallen, wenn sie mir nicht mit der Kraft und Gewandtheit eines Seemanns ihre Stange hingehalten hätte, an welcher ich mich festhielt und so wieder sichern Fuß faßte.

„Nun höre,“ sagte Baron Rosen sehr ernsthaft, während die anderen lachten, „Da hast Du doch keine schöne Rolle gespielt. Du hast Dich von der Dame aus dem Wasser ziehen lassen, das ist doch die verkehrte Welt.“

„Was liegt daran?“ sagte Mallowitz leichthin. „Die Lebensretterei ist doch schon ein zu Tode gehetztes Motiv, mag einmal die Dame dem Helden beispringen, das ist neu, pikant. Mir gefällt es ganz gut. Das Böse ist nur, daß ich meiner Dame nicht danken konnte, natürlich kehrte sie mir den Rücken, natürlich war sie am anderen Tage, da ich sie eben im Hotel Bauer ausfindig

gemacht hatte, abgereist. Ich hoffe aber, ich werde das Versäumte noch nachholen. Du mußt mich bei ihr einführen, Rosen, hörst Du?"

Rosen schien nicht zu hören, denn er erwiderte nichts.

„Und die Pointe Ihrer Novelle?" fragte der Graf.

„Unsere Amazone muß natürlich als glückliche Braut ihre zweite Reise nach Italien machen, ihre Hochzeitsreise. In der Novelle natürlich an meiner Seite, ich hätte in Wirklichkeit auch nichts dagegen."

„Regina ist nicht so leicht zu erobern, als Du glaubst," rief Rosen purpurrot.

„Aber doch zu erobern, Du wirst es noch erleben. Es giebt keine uneinnehmbaren Festungen und keine unnahbaren Frauen."

Das Gespräch wurde jetzt allgemein. Man besprach die Lebensweise der jungen Freiin. Sie bewohnte nur mit einer Gesellschafterin und ohne jeden männlichen Berater das Schloß ihrer Väter und verwaltete selbst das Gut, eines der blühendsten der Gegend. Ihre ausgesprochenste Neigung war die zur Einsamkeit. Nie hatte man bei ihr den Wunsch bemerkt, durch ihre Schönheit, ihre gesellschaftliche Stellung zu glänzen. Wenige Personen hatten Zutritt zu ihr, und schon seit Jahren

war sie nicht mehr in der Gesellschaft der Residenz erschienen, wo sie einige Zeit als gefeierte Schönheit und durch ihre Vorliebe für körperlichen Sport eine große Rolle gespielt hatte. Aber sie schien der Gesellschaft ebenso rasch müde geworden zu sein, als diese ihrer; denn ihr kaltes, verschlossenes Wesen eignete sich wenig für den Salon, und ihre völlige Unempfindlichkeit für die dargebrachten Huldigungen verscheuchte ebenso schnell ihre Bewunderer, als diese durch ihre Schönheit angezogen worden waren. Leichtblütige Hofmacher scheiterten an ihrem ernsten Wesen ebenso bald, als Bewerber um ihre Hand an ihrer stolzen Unnahbarkeit. Man tröstete sich also, als sie wenig oder gar nicht mehr in den Salons erschien. Die einen hielten sie für beschränkt, die anderen wenigstens für langweilig. Eine andere Vermutung über die Art ihrer Neigung für das andere Geschlecht wurde Herrn von Mallowitz mit einem scheuen Blick auf Baron Rosen unter der Blume hingeworfen. Rosen verstand dieselbe natürlich nicht.

„Manche Frauen bleiben eben unvermählt, um in jeder Beziehung frei zu sein," hieß es, und Rosen stimmte ahnungslos ein.

„Regina will frei sein, ja, ja, das ist es."

Man sprach von der landesbekannten Humanität

der jungen Gutsherrin. Sie sorgte für ihre Untergebenen, für die ärmeren Bewohner ihres Territoriums nicht nur mit Großmut, sondern trug allen Anforderungen der modernen Humanität Rechnung. Sie hatte in Rosendorf eine Schule gebaut, eine regelmäßige Armenpflege eingeführt, so daß, wie man sagte, Not und Elend von diesem Stück gesegneten Land verschwunden waren.

„Eine seltsame Laune für ein junges, schönes Weib," sagte Mallowitz, der mit großer Spannung zuhörte.

„Sie hat keine Launen," fiel Rosen mit seiner schweren Zunge und seinem tiefen Brustton ein.

„Du irrst Dich, lieber Freund, alle Frauen haben Launen und zwar sind sie nur in ihren Launen groß. Ich erkenne doch immer die charakteristischen Züge der Frauennatur, das Beglückenwollen. Im ganzen scheint sie doch eher Diana, als Lady Stanhope zu sein, sie hat etwas von Diana an sich

„Und wer ist die Lady, die Du erwähntest?" fragte Rosen mißtrauisch.

„Dir das zu erklären, würde uns zu weit führen, Adalbert, ich erzähle das ein anderes Mal."

Mallowitz sprach viel und gut über die Excesse der Keuschheit, wie sie in der Dianamythe und anderen Sagen verkörpert sind, die Herren lauschten

willig und man leerte eine Flasche nach der anderen.

„Die Göttin,“ sagte er „die nicht als lebendige Persönlichkeit, sondern nur als Personifikation eines einzelnen Attributes der Weiblichkeit gedacht ist, die Göttin bleibt keusch. Bei dem Weibe kommt früher oder später eine furchtbare Reaktion Die Neigung zum andern Geschlecht ist in der Natur begründet und daher nicht zu unterdrücken. Wohl kann die natürliche Empfindung durch rein individuelle Eigenschaften unterdrückt und zur Unkenntlichkeit entstellt werden, aber sie läßt sich nicht abtöten, sie bricht eines Tages hervor und unterwirft sich die Individualität, welche sie so lange geknechtet hat. Und so wird jene jungfräuliche Königin auch ihren Herrn finden, je später, desto schlimmer für sie.“

Das Thema erhitzte die halbberauschten jungen Männer: man sprach hin und her, die schöne Freiherrin erschien in dieser Stunde allen als das begehrenswerteste Weib. Jeder wußte Züge von ihrer Kälte, ihrer Unnahbarkeit zu erzählen, jeder erwog seine Chancen, jeder gab schließlich zu, die Freiherrin scheine wirklich unempfindlich und unerreichbar.

„Es gehört blos Kühnheit und Selbstbewußtsein dazu, ein solches Weib zu erobern,“ rief

Mallowitz schon stark angeheitert. „Ihre Kälte ist, weil unnatürlich, eine Rolle, ist Koketterie. Je vollkommener sie die Welt täuscht, je mehr sie mit dieser Koketterie imponiert, desto mehr wächst der Dämon des Stolzes in ihr, desto mehr wird sie in ihrer Rolle bestärkt. Dieses Weib wird die Beute desjenigen, der Geist genug besitzt, ihr Spiel zu durchschauen, sie fühlen zu lassen, daß sie ihn nicht zu täuschen vermag, daß er in ihr das Weib sieht, welches sich nach seinem Herrn sehnt. Dieser Mann und nur dieser wird diese jungfräuliche Königin zu seinen Füßen sehen.“

„Und Du gedenkst wol dieser Mann zu sein?“ sagte Rosen, indem er sich erhob.

„Wohl eher als Du, lieber Rosen. Denn Du bist ein Naturkind, trotz Deiner imposanten Größe, Du wirst dieses Weib nicht gewinnen!“ rief Mallowitz hitzig.

„Versuche es nur!“ rief Rosen, „versuche es immerhin. Hole Dir eine Braut vom Rosenschlosse.“

„Warum nicht?“ sagte Mallowitz selbstgefällig und leerte sein Glas.

„Versuchen Sie es lieber nicht, Herr von Mallowitz,“ sagte der junge Graf, der nach seinem eigenen Ausdruck bei der Freiherrin „abgeblitzt“ war. —

„Versuchen Sie es lieber nicht," riefen andere Stimmen. Es war, als äußerte sich eine gewisse Opposition in den Geistern, welche Mallowitz den ganzen Abend hindurch beherrscht hatte. Man lachte spöttisch durch einander.

Herr von Mallowitz schien heftig gereizt; man brach auf, aber bevor man sich trennte, hatte er gewettet, sich seine Braut vom Rosenschlosse zu holen. Baron Rosen sprach kein Wort mehr, wie immer, wenn er stark berauscht war.

Als Mallowitz die kalte Nachtluft um seine Stirne fächeln fühlte, wurde ihm sehr unbehaglich zu Mute. „Aber es ist ein köstlicher Novellenstoff!" rief er laut.

II.

Man nannte es gewöhnlich das Rosenschloß.

Es war ein recht stolz aussehender Bau im Barockstil, mit vielfach gegliederten Façaden, mit verschnörkelten Erkern, mit sonderbaren Türmen und Türmchen. Die Lage des Schlosses auf einem mäßig hohen Hügel ließ dasselbe vielleicht

imposanter erscheinen, als es im Grunde war. Die Terrassen, auf welchen man hinauf gelangte, waren durchwegs mit Rosenhecken bepflanzt; in den ersten Sommermonaten gab es hier ein Blühen und Duften, daß die Lüfte weithin mit dem süßen Geruche erfüllt waren. Nach den seitab liegenden, dichtbewaldeten Höhen dehnte sich ein Park von mäßigem Umfang, doch von berühmtem alten und herrlichen Baumwuchs. Das Innere des Parkes war der jetzigen Generation fast zur Mythe geworden. Der letzte Besitzer, ein kränklicher, menschenscheuer, früh verwitweter Herr, sowie dessen Tochter, die jetzige Besitzerin, gestatteten niemandem den Eintritt.

An einem schönen Maientage rollte ein ziemlich staubiger Fiaker, von der Bahnstation herkommend, die Anhöhe zum Schlosse empor. Herr von Mallowitz war es, der seinen Antrittsbesuch bei der Freiherrin zu machen beabsichtigte. Es hatte ihm Mühe genug gekostet, so weit zu kommen.

Vorerst hatte er Adalbert von Rosen das Jawort abgezwungen, über jene in übermütiger Weinlaune geschlossene Wette zu schweigen. Anfangs schien es unmöglich, den empörten Hünen so weit zu bringen, aber wann wäre Mallowitz nicht stärker gewesen als er?

„Es ist ja doch kein Ernst damit," hatte er gesagt, „wie kannst Du das glauben? Wir waren alle ein wenig angeheitert, ein Scherz in der Weinlaune, nichts weiter. Aber es ist doch besser, Du schweigst, um Deiner Cousine willen."

Darauf hatte er versucht, Adalbert zu bewegen, ihn bei der Freiherrin einzuführen; damit aber war er gescheitert. Adalbert selbst besuchte das Rosenschloß selten, und er war durch gar nichts zu bewegen, den Jugendfreund seiner Cousine vorzustellen Dieser aber nahm keinen Anstand, sich auf Adalbert zu berufen, als er in einem mit allem Raffinement abgefaßten Briefe um die Erlaubnis bat, bei der Freiherrin seinen Dank für die Rettung an der Riva auszusprechen.

Wollte die Freiherrin den Schein vermeiden, als schämte sie sich ihrer Hesperidenfahrt? Genug sie ließ ihn, gleich einer Souveränin, welche sich ihres Sekretärs bedient, durch ihre Gesellschafterin auf das Rosenschloß einladen. Er lächelte über diese Form, aber er empfing die Einladung dennoch mit großer Genugthuung. Hatten sie ihm nicht versichert, es sei unmöglich, zu der schönen Amazone zu dringen? Und war ihm dies große Stück nicht durch einen einzigen, geschickt abgefaßten Brief gelungen?

Jetzt, während er durch die freundliche Weingegend dahin fuhr und das Rosenschloß vor ihm auftauchte, wuchs sein Selbstbewußtsein. Warum sollte es ihm nicht gelingen, dieses Weib zu erobern? Welche Frau hatte noch seiner Beredsamkeit und seinen glänzenden Umgangsformen widerstanden? So viel er wußte, keine. Und er war selbstbewußt, aber nicht eitel genug, um sich grob zu täuschen. Nein, nein, kein Weib hatte ihm noch widerstanden, wohl aber hatte er noch nicht recht begehrt. Vielleicht aber war der Augenblick für ihn gekommen, zu begehren. Noch war er sich nicht klar darüber, die Freiherrin war ihm schön erschienen, aber sie hatte nur seine Phantasie gereizt. Erst die Schilderungen ihrer keuschen Unnahbarkeit hatten ihn heißer entflammt. Dieses Weib zu erringen, das noch jedem widerstanden, das war ein Ziel für ihn, für ihn allein. Gewiß, die anderen waren Tröpfe gewesen, sie bedurfte eines geistig überlegenen Mannes, dieser gutmütige Tölpel von Adalbert, dieser verlebte Graf, das waren nicht die Männer, ein stolzes, anspruchsvolles Weib zu gewinnen.

Der Fiaker rollte in den stillen, verödeten Schloßhof und weckte das Echo unter den Arkaden. Ein Diener in reicher, aber etwas altfränkischer Livree ließ den Schlag herab. Die Freiherrin —

man schien die Gebieterin stets so zu nennen — war zu Hause. Ob sie empfangen würde, wußte der Diener nicht zu sagen, offenbar eine stereotype Phrase hier. Mallowitz wurde in einen trotz des hellen Sommertages düsteren Salon geführt, aus welchem ihm betäubender Blumenduft entgegendrang von Rosen, Jasmin, spanischem Flieder und anderen stark duftenden Blumen. Schon auf der Treppe hatte er ähnliche Gewächse bemerkt. Es machte ihn nervös; sie mußte starke Nerven haben, diese Freiherrin.

Auch hier war die Einrichtung altmodisch, wirklich altmodisch, nicht modern altertümelnd. Man merkte, daß die Schloßherrin sich wenig um den Brauch der Welt kümmerte, nicht in der Gesellschaft lebte. Man hätte auf eine alte Jungfer, eine bejahrte Witwe raten mögen, gewiß nicht auf ein blühend junges Weib, dessen Aufgabe es sein sollte zu leben, zu genießen

Mallowitz schnellte empor, da die Thür aufging und ein Frauengewand rauschte. Es war eine hübsche, rundliche Blondine mit sehr lichtem Haar und rosigem Teint, welche erschien, zweifellos der weibliche Sekretär. Die junge Dame hatte offenbar in aller Eile Toilette gemacht, einen Spitzenkragen umgenommen, der zu ihrer Haustoilette nicht paßte, etwas Reispuder ziemlich

ungeschickt auf ihre blühenden Wangen gestreut. Sie schien froh erregt.

„Gewiß meine liebenswürdige Korrespondentin," sagte Mallowitz, sich vorstellend, mit sehr verbindlicher Verbeugung. Die junge Dame errötete vor Vergnügen; sie entschuldigte zuerst ihre Herrin, welche Herrn von Mallowitz bestimmt empfangen werde, jetzt aber in den Park gegangen sei. Sie entschuldigte dann, daß ihre Herrin ungern Briefe schreibe und sich daher von ihr vertreten lasse, sie entschuldigte dann sich selbst und ihre nachlässige Toilette, man empfinge ja so selten Besuche. Sie hätte wohl noch eine lange Weile so fort entschuldigt, wenn Mallowitz nicht mit einer sehr verbindlichen Redensart dem Redeflusse Einhalt gethan hätte.

Das Fräulein errötete abermals vor Vergnügen; offenbar war sie sehr glücklich, einen Besuch empfangen, mit einem Herrn sprechen zu können. Das Gespräch wurde sofort sehr lebhaft. Herr von Mallowitz erfuhr, daß die Freiherrin zur Waldquelle gegangen sei, einem einsamen Plätzchen weit draußen im Park, wo ein kleiner Quell dem Felsen entspringt. Niemand dürfe diese Stelle betreten, nicht einmal der Gärtner, es wachse dort alles, wie es wolle. Die Freiherrin pflege von dort nicht so bald zurückzukommen.

Herr von Mallowitz erklärte sich mit dem liebenswürdigsten Lächeln bereit, recht lange zu warten. Fräulein von Kurtis lächelte ihrerseits ganz glücklich. Ach, die Freiherrin liebe so sehr die Einsamkeit, es wäre manchmal recht traurig, besonders im Winter, doch lustig wäre es im Sommer auch nicht.

„Ei, das ist ja," rief Mallowitz, „ein Verbrechen für Jugend und Anmut. Sie sollten die Freiherrin umstimmen, oder gar nicht bei ihr ausharren."

„Die Freiherrin umstimmen?" sprach das Fräulein mit naivem Erstaunen. „Ach, Sie kennen also nicht meine Gebieterin? Ich dachte, Sie kennten sie. Kein Mensch hat sie noch je umgestimmt oder beeinflußt, ich wäre der erste. Sonst aber ist sie so gütig, so großmütig, wie könnte man sie verlassen? Niemand von ihren Untergebenen verläßt sie, obgleich es hier wirklich traurig ist."

„Solche Einsamkeit ist auch schrecklich," stimmte er ernsthaft bei.

„Nicht wahr?" rief sie triumphierend. „Und sie ist so schön, unsere Herrin, ein wahrer Jammer ist es, sich so abzuschließen."

„Es wird ja doch anders werden, mein Fräulein, die Freiherrin wird sich ja wohl verheiraten."

„Heiraten?“ stieß Fräulein von Kurtis ganz verblüfft hervor, „das ist es ja eben, sie heiratet nicht, es fällt ihr gar nicht ein. O Herr von Mallowitz, Sie kennen die „Gnädige“ noch nicht.“

In dem Tone des Mädchens schien das ganze Entsetzen zu liegen, bei dieser Gelegenheit am Ende selbst noch um das Heiraten zu kommen.

Mallowitz mußte lächeln. „Ich aber prophezeie anders, mein teures Fräulein. In einem so einladenden Schlosse, wo zwei junge, anmutige Damen hausen, kann es nicht lange ohne Hochzeit bleiben. Nächstens holt man eine Braut vom Rosenschlosse.“

Fräulein von Kurtis schien sehr erfreut, vom Heiraten wenigstens sprechen zu können.

„Ich dachte,“ meinte sie, „meine Gnädige würde auf der italienischen Reise vielleicht irgend eine Eroberung machen, da wir hier doch mit Niemandem zusammenkommen. Sie ist aber gerade so zurückgekehrt, wie sie gegangen. Es ist immer dasselbe, wie der Mond am Himmel aufgeht und untergeht, sehr schön, aber sehr kalt und sehr einförmig.“

Und das Fräulein erzählte weiter, wie gern sie nach Italien mitgereist wäre. Es war ja nicht einmal schicklich, daß die Gnädige so allein fuhr. Sie aber, die Gesellschafterin, mußte da-

bleiben und das Haus hüten, es war ein trauriges Los. Und in Italien war es doch wohl wunderschön? Das Fräulein erzähle nicht einmal etwas Rechtes, aber das Eine hätte sie doch gesagt, und die Wangen der Sprecherin wurden hochrot, Herr von Mallowitz sei ein Schriftsteller. O wie interessant das wäre, und wie sie sich darüber freue, ihn kennen zu lernen. Welche Bücher er geschrieben hatte, sie wüßte es nicht, man erführe so wenig hier in dieser Einsamkeit.

Mallowitz sprach mit vornehmer Nonchalance etwas über seine Schriften und genoß die Genugthuung, daß das Mädchen seine Worte wie ein Orakel auffing. Dann erfuhr er noch, daß die Freiin nur ältere, sehr romantische Sachen lese, besonders aus dem Mittelalter, als die Thüre unvermutet aufging und die Schloßherrin erschien.

Obgleich sie von dem Besuch unterrichtet sein mußte, hatte ihr Eintreten, die Art ihrer Bewegung etwas Achtloses, Zufälliges, was doch gar nichts von Zerstreutheit an sich hatte, sondern nur die Gewohnheit verriet, sich wenig um die Außenwelt zu kümmern.

Sie begrüßte den Gast mit kühl gemessener Freundlichkeit, ohne jedes Zeichen der Erregung oder Verlegenheit, während dieser sie mit den Blicken zu verschlingen drohte. Ihre hohe, volle

Gestalt war in ein dünnes, weißes Kleid gehüllt, welches in seinem einfachen Schnitt an das premier empire erinnerte, die Formen des Körpers erraten ließ und die üppige Brust nur ganz lose umspannte. Hals und Arme, weiß wie Marmor, waren trotz des immerhin kühlen Tages halb entblößt und mit roten Korallenschnüren geschmückt. Den kleinen, stolz emporgehobenen Kopf auf dem schlanken Halse umwallten lose halblange Locken, leicht in die Stirne fallend. Das schöne Gesicht, strahlend in Jugend und Gesundheit, gewann noch durch den von der Luft gebräunten Teint, die dunkelblauen Augen hatten einen etwas hochmütigen Ausdruck, den die langen Wimpern jedoch zur Sanftmut zu mildern vermochten. Die Lippen waren fein gezeichnet, aber zu fest geschlossen, fast auf einander gepreßt. Die Freiherrin hatte offenbar wegen des Gastes ihre Haustoilette nicht verändert, das Kleid schien von dem Spaziergang stark zerknittert, ja am Saume mit Thau benetzt, die Narzisse an ihrem Busen war abgewelkt, das Haar von dem in dieser Gegend unvermeidlichen Winde stark zerzaust. Sie schien auch nicht einmal einen Blick in den Spiegel geworfen zu haben.

Regina sprach mit tiefer, wohllautender Stimme, aber langsam, ja etwas schwerfällig,

so daß der Hörer sich unwillkürlich an Baron Adalbert erinnert fühlte. Diese hohen kräftigen Gestalten, das verschlossene Wesen, die Wortkargheit, das mochte auf Rechnung des Rosen'schen Familientypus kommen, nur war derselbe in dem schönen Weibe, das so gleichmütig vor ihm saß, anmutig durchgeistigt bis in den feinsten Zug.

Der Gast sprach mit der heitern Unbefangenheit eines Weltmannes von dem kleinen Abenteuer an der Riva in Venedig, die junge Dame als Amazone in das günstigste Licht rückend.

Sie lächelte ein wenig und wurde dadurch, daß sich ihre streng geschlossenen Lippen kräuselten, hinreißend schön. Und sie lächelte selten, sie verstand ihre Sache schlecht.

„Es ist ebenso beglückend als bedrückend für mich, gnädiges Fräulein, daß ich ohne Ihre Hilfe erbarmungslos ins Wasser gefallen wäre."

„Mein Gott, das Wasser war ja gar nicht tief," sagte Regina.

„Das ist es ja eben!" rief Mallowitz. „In ein Wasser fallen, um naß zu werden wie ein Pudel, ohne jeden Nimbus einer Gefahr, ist es nicht das Schrecklichste, was einem Manne vor den Augen der schönsten Dame passieren kann?"

Regina lächelte und Fräulein Mathilde von Kurtis erstickte fast vor Kichern.

„Die Zeiten der Ritterdienste sind nun einmal vorüber," sagte die erstere, „es gibt kaum eine Gelegenheit mehr, Damen zu beschützen.

„Das ist wahr," rief Mallowitz, mit Vergnügen die Gelegenheit ergreifend, von seinem Lieblingsthema, der abenteuerarmen Zeit zu sprechen. „Aber es gibt Traditionen, von denen man sich allzuschwer trennen kann, z. B. die, daß wir Männer dazu da sind, die Frauen zu beschützen."

„Von denen man sich aber doch in einem bestimmten Grade trennen muß," sagte Regina zum ersten Male mit einem lebhaften Tone der Bestimmtheit.

„Wie so, gnädiges Fräulein? Sie glauben doch nicht, daß die Damen vollständig lernen werden, des herkömmlichen männlichen Schutzes zu entbehren?"

„Gewiß glaube ich das," sagte sie sehr ernsthaft und blickte ihm voll mit ihren schönen Augen ins Gesicht.

Ihr Ernst brachte ihn etwas aus der Fassung, mein Gott, mußte sie denn alles so ernsthaft nehmen?

„Die Frauen so stark machen," sagte er, „heißt sie des Zaubers berauben, mit dem sie die selbstsüchtige Kraft der Männer beschwören."

Regina sah ihn wieder mit dem großen, fast

kindlichen Blick an. Sie dachte erst eine Weile nach, dann sagte sie: „Dieser Zauber muß in der Anmut liegen, nicht in der Schwäche.“

„Und die Hingebung des Weibes, die im Bewußtsein seiner Schwäche liegt?“

„Die Hingebung muß der Liebe entspringen, nicht der Schwäche, sonst ist sie wertlos,“ sagte sie wieder kalt, und dann setzte sie hinzu: „Wollen wir nicht lieber auf die Terrasse gehen, der Tag ist so schön, es ist schade um jede Stunde, die man im Zimmer zubringt.“

Man begab sich auf die Terrasse hinaus, welche den Ausblick über das Wipfelmeer des Parkes gewährte. Der Diener servierte einige Erfrischungen. Da Regina schwieg, nahm Fräulein Mathilde das Wort und verbreitete sich mit neuem Entzücken über die Schriftstellerei des Gastes. Dieser versuchte endlich, die Freiherrin wieder in das Gespräch zu ziehen.

„Und Sie, gnädiges Fräulein, haben nie daran gedacht, für die Freiheit Ihres Geschlechtes das Wort, d. h. die Feder zu ergreifen?“

Sie sah ihn verwundert an, so verwundert, daß ihm wieder Adalbert einfiel: „Wie kann man für die Leute schreiben?“

„Nein,“ sagte sie, nichts weiter.

An dieser einen Silbe mußte er das Gespräch

weiterführen. Mathilde kam ihm zu Hilfe. „Was braucht das gnädige Fräulein erst zu schreiben? Gibt sie nicht durch die That ein Beispiel für das ganze Land?"

„Aber, Mathilde," rief Regina verweisend, „was reden Sie, was hat mich jemals das ganze Land gekümmert?"

Endlich ein Lichtstrahl, was kümmerte sie das Land! Sie that, was ihr beliebte, und ihr war es Ernst, voller Ernst.

„Das Beispiel geben Sie doch, gnädiges Fräulein," verteidigte sich Mathilde, „wenn es auch niemand nachmacht."

„Glücklicherweise," fiel Mallowitz ein, „denn wenn Jugend und Schönheit sich immer so in der Einsamkeit verbergen würden, wie häßlich und traurig wäre die Welt."

„Es fällt mir auch wahrlich nicht ein, ein Beispiel geben zu wollen," erwiderte Regina, „die anderen mögen tanzen, sich putzen, sich amüsieren, sich den Hof machen lassen, so viel sie nur wollen."

„Sie thun, was Ihnen beliebt, meine Gnädige," fuhr Mallowitz fort, „und von diesem Punkte aus muß ich meine Gilde verteidigen. Das Wort ist in gewissem Sinne mehr als die That, welche lediglich der Ausdruck individueller

Leistungsfähigkeit ist. Das Wort aber mit seinem abstrakten und abstrahierenden Charakter, das Wort ist für alle."

„Für alle!" wiederholte Regina und ein unsäglich geringschätziges Lächeln spielte flüchtig um ihren herb geschlossenen Mund.

„Für alle, ja, meine Gnädige; für uns andere Sterbliche ist das ein großes Wort. Wir Menschen von heute sind einmal ohne Publikum nicht zu denken, auch Sie, Baronin, nicht. Man weiß, daß Sie Wohlthäterin in großem Stile sind, daß Sie die Zügel zu führen wissen auf Ihrem ganzen Territorium. Sie sind eine Königin. Ich sehe die unsichtbaren Zacken einer Krone über Ihrer Stirne, Sie sind Königin, und Sie haben auch Unterthanen."

„Wenn Sie wollen, ja, aber nur ohne soziale Tendenz oder Mission, wenn ich bitten darf," erwiderte sie mit Herablassung.

Er verbeugte sich und fragte, ob er etwas von ihrem Königreiche sehen dürfte.

„Den Park," erwiderte sie freundlich, aber reserviert, „sonst ist wirklich nichts zu sehen."

Man begab sich also in den Park hinab. Mallowitz hatte seinen Ueberzieher angezogen; Regina ging mit bloßem Hals und bloßen Armen und hatte nur einen großen Schäferhut aufgesetzt.

Er wagte es nicht, ihr den Arm zu bieten, sondern ging neben den beiden Damen her. Der schöne Garten und Park bot den Stoff zu dem Gespräche, welches wieder hauptsächlich von Fräulein von Kurtis geführt wurde, die mit naiver Freude alle Schönheiten der Anlagen zeigte.

Regina gehörte zu jenen seltenen Schönheiten, welche im Freien gewinnen. Bei allem Ernst und aller Würde hatte sie etwas von einem Kinde an sich, sie blieb stehen, um einem Eichhörnchen oder einem Vogel zuzusehen, ging planlos über die Rasenflächen, ließ den Gast von Mathilde unterhalten und vertiefte sich endlich darin, die Schwäne im Bassin zu füttern. Mallowitz verwandte kein Auge von ihr, er konnte es ungestraft thun, denn sie achtete nicht darauf, während Mathilde in ihr eigenes Geschwätz vertieft war. Regina, die im Zimmer sich sehr ruhig verhielt, bewegte sich im Freien lebhaft und mit einer gewissen wilden Anmut, so daß mit jeder Bewegung die wundervollen Formen ihrer Gestalt reizender hervortraten. Wie verzaubert mußte er nach ihrem weißen Halse blicken, den der mit Spitzen umsäumte Ausschnitt des Kleides frei ließ, nach der reizenden Linie des Nackens, des runden Kinnes, der weichen, biegsamen Taille. Und er durfte sie so mit dem Blicke verschlingen, ohne

daß sie es zu fühlen, zu bemerken schien; sie spielte unbefangen mit ihren Schwänen. Er begann seltsam erregt zu werden, die Kälte und Schönheit dieses Weibes hatten etwas Dämonisches. Dabei scherzte und plauderte er mit Mathilde, während Regina schön, gleichgiltig, unbekümmert zwischen ihnen stand wie ein Götterbild, seine Augen, seine Sinne gefangen nehmend, sein Blut immer mehr entflammend. Jetzt bückte sie sich rasch zu dem Schwane nieder, das lose Kleid glitt herab, er sah ihre weiße entblößte Schulter, es durchzuckte ihn wie ein Blitz und rieselte heiß bis zu den Fingerspitzen. Zuerst dachte er an Koketterie, dann sah er ihre unbefangen achtlose Miene, sie dachte eben nicht an ihn.

„Ein schreckliches Weib!“ sagte er sich. „Sie stiege wohl auch entkleidet vor mir in das Bassin hinab, und ihre unbekümmerte Miene würde sagen: Was geht es mich an, daß dieser Mann mich ansieht?“

Regina hatte sich wieder erhoben, und man setzte den Weg fort, der Quelle nach, welche das Bassin speiste. Plötzlich schlug die Schloßherrin eine andere Richtung ein, ohne Zweifel, um ihren Lieblingsplatz vor einem fremden Besuche zu bewahren.

In das Schloß zurückgekehrt, wollte Mallowitz

sich empfehlen, nahm jedoch mit Freude die Einladung zum Diner an.

„Wir dinieren hier auf dem Lande früh," hatte die Freiherrin gesagt.

Das Mahl wurde mit großer, altertümlicher Pracht serviert: schweres, silbernes Tafelgeschirr, gallonierte Diener, prachtvolle, stark duftende Blumen.

Dagegen hatte die Freiherrin es nicht der Mühe wert erachtet, die Toilette zu wechseln, sie trug ihr weißes, wie es schien gewohntes Hauskleid. Nur die ganz verwelkte Narzisse hatte sie weggeworfen und eine blaßrote Rose an den Busen gesteckt, ohne die mindeste Notiz davon zu nehmen, daß Mallowitz die fortgeworfene Blume aufhob und in Verwahrung nahm. Die Speisen waren einfach, wie die Toilette der Herrin, der Wein jedoch edel und feurig. Der Charakter der Unterhaltung blieb derselbe. Fräulein Mathilde war ganz beseligt davon, sprechen zu dürfen, Mallowitz unterhielt sich mit ihr, berechnete aber seine Worte für Regina, welche immer gleich kühl freundlich, gleichgiltig, stolz und selbstzufrieden mit wechselndem Anteil und spärlicher Rede teilnahm. Einige Anspielungen auf ihre Person überhörte sie ganz einfach.

Mallowitz befand sich wie im Fieber. Der

Tag hatte seine Nerven zum Äußersten angespannt; während er das ganze Arsenal seines Witzes ins Treffen führte und die naive Mathilde in Bewunderung vergehen sah, reizte ihn die Gleichgiltigkeit Reginas bis zur Qual; die Unmöglichkeit, mit ihr in einen wirklichen, inneren Rapport zu treten, empörte ihn geradezu. Er fühlte sich endlich erleichtert, als er nach dem Diner aufbrechen konnte. Seine Bitte, den Besuch wiederholen zu dürfen, wurde von Regina kühl freundlich gewährt, aber sie zog mit einer geradezu unhöflichen Hast ihre Hand zurück, als er dieselbe küssen wollte. Dagegen ruhte die weiche Hand Mathildens mit warmem Drucke in der seinen.

Er wußte seiner Zerstreuung nicht anders Herr zu werden, als indem er, nach Wien zurückgekehrt, Zerstreuung suchte. Er ging also in das Casino, wo er Baron Rosen ernst, schweigsam wie immer, hinter der Flasche sitzen fand. Bei seinem Anblick, bei der Erinnerung an die schmähliche Wette faßte Mallowitz etwas wie Zerknirschung.

„Ich komme von Deiner Cousine," sagte er in ungewöhnlich ernstem Tone, „und ich muß Dir sagen, daß Du nicht ganz unrecht hattest. Sie ist kein gewöhnliches Weib, mehr als eine Emancipierte, eine Amazone, sie ist ein Charakter;

sie zu erobern, genügt keine herkömmliche galante Strategie."

Adalbert wußte wie immer keine Antwort, sondern bot dem Freunde seine Flasche an.

Nach Ablauf einer Woche besuchte Mallowitz abermals das Rosenschloß, in der darauffolgenden Woche abermals und dann in immer kürzeren Pausen. Da man sich seit Jahren nicht erinnern konnte, Herrenbesuche von der Freiherrin so häufig empfangen zu sehen, fiel die Thatsache auf. Man gratulierte Mallowitz zu seinem Erfolge, man neckte ihn, man kombinierte. Der Begünstigte fühlte sich dabei nicht ganz behaglich; obgleich die unnahbare Schöne seine Besuche gestattete und seine Plaudereien bisweilen nicht ungern zu hören schien, war er doch nach mehrwöchentlichem häufigen Verkehr, bei stets ungestörtem Beisammensein, nach den raffiniertesten, feinsinnigsten Huldigungen Regina eigentlich um kein Haar näher gerückt, als am ersten Tage seines Besuches. Die Situation von damals wiederholte sich jedesmal: er mit dem Einsatze seines ganzen Vermögens den liebenswürdigen Gesellschafter, den ersterbenden Anbeter spielend, Regina schön, stolz, kühl, unbekümmert ihren Launen folgend, stets verschlossen, abweisend, Mathilde strahlend vor Vergnügen, mit glänzenden Augen an seinen

Lippen hängend, vor Bewunderung für seinen „Geist" vergehend.

Die kleine, runde, rosige Blondine hatte sich heftig in ihn verliebt, es war keine thörichte Eitelkeit von ihm, sich das zu sagen. Sie lebte in seinem Anblick, von seinem Wort, sie putzte sich jeden Tag reizender und verführerischer, um ihm zu gefallen. Sie war vielleicht ein sehr hübsches Mädchen, wer aber dachte neben Regina daran, neben Regina, der es niemals der Mühe lohnte, seinetwegen Toilette zu machen? Ihre ewigen weißen Kleider, einmal im antiken, dann im Stile des Empire, sie machten ihn schon nervös. Sie steckte seinetwegen auch nicht einmal eine Schleife an, bemerkte sie nur seine Anwesenheit? Bisweilen allerdings hörte sie ihm aufmerksam zu, sprach mit, lachte ein wenig, dann wieder vernachlässigte sie ihn bis zur Unart, amüsierte sich im Park auf eigene Faust, spielte mit den Tieren, schoß mit der Pistole und überließ ihn vollständig der glücklichen Mathilde. Und dabei immer diese Unbekümmertheit um die Wirkung ihrer Persönlichkeit! Ihre wilden Bewegungen, die bei jeder anderen frech erschienen wären, machten ihn rasend. Es faßte ihn häufig etwas wie Wut gegen das schöne Weib, er hätte sie erdrosseln, sie würgen mögen, er wünschte ihr

einen Sturz, eine Krankheit, die sie verunstalten würde. Er wollte sie nicht mehr so sehen in dieser die Sinne zur Qual aufstachelnden Schönheit, Kraftfülle und Ungebundenheit, er wollte sie nicht mehr sehen. Er gelobte sich dann, das Rosenschloß zu meiden, aber es nützte nichts, er ging wieder und wieder hin. Mehr als je etwas im Leben reizte ihn das schöne, kalte Weib; die „jungfräuliche Königin", wie er sie nannte, brachte seine Sinne in ungekannten Aufruhr, beherrschte sein Phantasie im Wachen und im Traume. Und er versuchte immer noch vor sich selbst zu leugnen, daß eine heftige Leidenschaft in ihm heranwuchs, eine Leidenschaft, deren Ende, deren Folgen nicht abzusehen waren.

Zudem jene wahnwitzige Wette, welche ihn in mannigfacher Gestalt verfolgte, welche sich an jeden seiner Schritte heftete, welche seiner Bewerbung um Regina von Rosen, dieser Werbung, die er lieber in die Romantik eines Geheimnisses gehüllt hätte, einen so häßlich prahlerischen, frech vermessenen Charakter gab, er wünschte bisweilen, er hätte in Italien lieber gar keinen Novellenstoff gefunden als diesen! Wie glücklich erschien ihm die Zeit, da er frei und leichtherzig die Welt durchwanderte, nur auf harmlose Abenteuer bedacht. Nie im Leben hatte er sich innerlich so

gefesselt, so unbehaglich, so aufgeregt, so unruhig gespannt gefühlt, und wie sollte das enden?

Würde er sich wirklich eine Braut vom Rosenschlosse holen, wie er vermessen behauptet hatte? Bei all dem stürmischen Verlangen, mit welchem er an Regina dachte, konnte er sich nicht recht vorstellen, daß sie sein werden würde. Er war zu klug, um selbst in der Leidenschaft, im Exceß der Eitelkeit, sich derart zu täuschen.

Und doch die Hoffnung aufgeben, jetzt, wo er doch schon mehr errungen, als jeder andere, nein, er vermochte es noch weniger, er wollte also warten und hoffen; wer weiß endlich, was sich noch ereignen kann?

Die Saison war inzwischen zu Ende, die Residenz begann ihre Sommerphysiognomie anzunehmen. Mallowitz bezog eine Villeggiatur an der Südbahn, unweit des Rosenschlosses.

Eines Tages traf er Baron Rosen auf einem Spaziergang im Park von Hetzendorf. Die beiden Jugendfreunde hatten seither wenig mit einander verkehrt, Mallowitz war Adalbert von Rosen möglichst ausgewichen, der letztere erschien ihm mit seinem scheuen, funkelnden Blick wie ein auf Beute lauerndes Raubtier, und Mallowitz war zu dem Schlusse gelangt, daß der Hüne noch immer

eine verborgene Leidenschaft für seine Cousine hegte.

Rosen drückte unvermutet den Wunsch aus, mit dem Freunde zusammen Regina zu besuchen, bei welcher er schon seit Monaten nicht gewesen war. „Offenbar will er sich überzeugen, wie ich mit ihr stehe," sagte sich Mallowitz. Sie verabredeten also ein Rendezvous für den folgenden Tag auf der entsprechenden Station.

Mit dem instinktiven Mißtrauen zweier Nebenbuhler zu einander erfüllt, langten sie, schweigsam und unbehaglich gestimmt, am folgenden Tage im Rosenschlosse an. Es war ein warmer, schöner Tag im Juni. Die Gäste mußten wieder einmal mit Fräulein Mathilde vorlieb nehmen, denn die Freiherrin war an so schönen Tagen nie anwesend. Man wußte nicht, wo sie sei, es hieß also geduldig warten. „Wahrscheinlich ist sie bei der Waldquelle," sagte Fräulein Mathilde.

Sie hatte Mallowitz mit einem durch die Gegenwart eines Dritten wenig gedämpften strahlenden Entzücken empfangen, Adalbert aber mit jenem neugierigen, trostbereiten Mitleid, mit dem Frauen gewöhnlich einen unglücklich Liebenden, der sie weiter nichts angeht, betrachten. Der gute Adalbert hatte keinesfalls eine Ahnung, daß das Benehmen der kleinen, naiven Gesellschafterin dem

scharf beobachtenden Freunde schon deutlichen Aufschluß gab. Mathilde war immerhin boshaft genug, laut hervorzuheben, es sei heute Herrn von Mallowitz' Tag, das heißt der dritte nach seinem letzten Besuche; das lange Ausbleiben Reginas erschien daher wenig schmeichelhaft für den gewohnten Gast.

Sie kam zum Vorteil der glücklichen Gesellschafterin erst nach mehr als zwei Stunden.

Die beiden Gäste, welche von dem Momente ihres Erscheinens an vielleicht irgend etwas Aufregendes, eine unwillkürliche Enthüllung erwartet hatten, mußten sich ziemlich enttäuscht fühlen. Es erfolgte nichts Besonderes.

Regina in ihrem ewigen weißen Kleide, nur hatte sie heute ein paar blaue Ackerwinden angesteckt, begrüßte Mallowitz unbefangen wie immer, war ein wenig erstaunt über das Erscheinen ihres Cousins, reichte ihm die Hand, fragte, wo er so lange geblieben, nannte ihn natürlich „Du“ und schien sich aus einem so viel zu machen wie aus dem andern. Es wickelte sich alles ab, wie gewöhnlich. Man nahm Obst und Gefrornes auf der Terrasse; Mallowitz und Mathilde schwatzten unaufhörlich, während die zwei andern schwiegen; Regina fütterte übrigens mit heiterer Miene die Vögel; so nebenbei lud sie ihre Gäste dann ein,

zum Diner zu bleiben, und man begab sich in den Park.

Man spielte dort eine Partie Criquet, wobei Adalbert wunderbar ungeschickt war, Mathilde sich halbtot lachte, und Regina, heiter und ruhig, mit dem Selbstbewußtsein der Kraft und Gewandtheit, ihren Ball schlug, anscheinend sich nur um diesen bekümmernd, während Mallowitz, seinen Ball achtlos schleudernd, nur für ihre schönen, wilden Bewegungen ein Auge hatte.

Dann ging man spazieren, Regina mit Adalbert voran, Mallowitz mit Mathilde folgend. Die beiden letzteren plauderten mit einander, Mallowitz wußte vor der arglos naiven Mathilde leicht zu verbergen, daß er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit die beiden Vorangehenden beobachtete. Dieselben schienen wenig zu sprechen, aber Regina hatte den Arm ihres Vetters genommen. Der Anblick hatte etwas Aufregendes für den Beobachter, er hatte sie immer nur allein gehen sehen, kaum neben jemandem. Er hätte niemals gewagt, ihr den Arm zu bieten, denn sie war es völlig im Stande, ihn in einer konventionell unmöglichen Weise abzuweisen.

Als er bemerkte, daß die Vorangehenden in ein lebhafteres Gespräch gerieten, wuchs seine Aufregung zur Qual. Er versuchte ihnen näher

zu kommen, was ihm auch gelang, ohne daß die ahnungslos schwätzende Mathilde aufmerksam geworden wäre.

„Du erinnerst Dich nicht, ich sprach Dir gewiß davon," sagte Regina soeben zu ihrem Vetter.

Adalbert murmelte eine verneinende Antwort. „Welch ein Tölpel," dachte Mallowitz, „er erinnert sich nicht!"

Regina sprach weiter mit ihrer tiefen, weichen melodischen Stimme. „Der Knabe stand dicht an das Gitter gedrückt, die schmächtige, magere Gestalt in der dürftigen Kleidung schien durch die Stäbe schlüpfen zu wollen; er streckte sein abgezehrtes, vor Frost blaurotes Händchen durch das Gitter zu mir herein, aber es war keine Geberde des Bettelns, eine des Erfassenwollens. Es ist sonderbar, wie noch alles so lebhaft in meiner Erinnerung ist, und es können doch fast zwanzig Jahre her sein. Es war ein schöner, kalter Wintertag, alles rings leuchtend weiß in blinkendem Schnee, die dunkle Silhouette des Knaben hob sich scharf von dem weißschimmernden Hintergrunde ab, ich trat näher zu ihm heran, vielleicht um ihm etwas zu schenken, und blieb erschrocken stehen, als ich ein paar große, flammende Augen, welche aus einem blassen, mageren, von wildem Kraushaar um-

rahmten Gesichtchen leuchteten, als ich diese Augen auf mich gerichtet sah, die mich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck des trotzigen und flehenden Verlangens anblickten, sie bannten mich geradezu fest, diese Augen. Ich weiß nicht, wie lange wir beiden Kinder uns so anblickten, dann fragte ich ihn: „Wer bist Du?“ „Ich bin der arme Heinrich,“ erwiderte er, ohne eine Miene zu verändern, ohne den Blick von mir zu wenden. Plötzlich faßte er nach mir, ich weiß nicht, was er wollte, ich glaube, er wollte mich näher an das Gitter ziehen. Ich aber bekam Furcht und rannte davon. Nach wenigen Augenblicken schämte ich mich meiner Feigheit und kehrte um, dem armen Kinde etwas zu schenken. Schon griff ich nach meinem Korallenkreuz, doch der Knabe war fort; und ich sah ihn nie wieder. Aber ich konnte diese Erinnerung nie ganz los werden; so oft ich an der Stelle vorbei kam, bei allen möglichen Anlässen, lag mir diese traurige Kinderstimme im Ohr: Ich bin der arme Heinrich! Noch heute möchte ich wissen, was aus dem Knaben geworden ist. Hast Du keine Jugenderinnerung, welche auf ihn zu deuten wäre?“

„Ich wüßte nicht, Regina, aber ich will noch darüber nachdenken,“ erwiderte Adalbert.

„Seltsam, wie manche vereinzelte und bedeu-

tungslose Erinnerungen uns verfolgen, wie ein Schicksal. Gerade vorhin, als Du den Namen Heinrich nanntest und wir bei dem Gitter vorbeikamen, da hörte ich es wieder: Ich bin der arme Heinrich!"

„Ich höre da meinen Namen," rief Mallowitz dazwischen, „und er klingt so schön von den Lippen der Freiherrin, daß ich nicht umhin kann zu antworten."

Adalbert und Regina wandten sich um.

„Ja, ich sprach von Dir," sagte der erstere, „nannte Dich Heinrich, und dabei fiel Regina eine Kindergeschichte ein."

„Also Sie heißen Heinrich," sagte Regina und blickte Mallowitz an, als dächte sie wirklich einen Augenblick, er sei jener arme Heinrich. Sie hätte seinen Vornamen längst wissen können, er stand auf seinen Karten, aber sie wußte ihn eben nicht. Man konversierte jetzt gemeinsam, und Mallowitz wich nicht mehr von Reginas Seite, als wollte er ihr beweisen, welch ein ganz anderer Mann er neben ihrem Cousin sei. Sie war denn doch ein Weib, sie hatte sentimentale Erinnerungen, sie suchte, sehnte sich, dachte an das Schicksal, eine Welt von neuen Plänen und Hoffnungen tauchte in seinem erfinderischen Geiste auf; es gelang ihm auch während des Diners

Adalbert vollends mundtot zu machen, aber er konnte nicht verhindern, daß dennoch Regina ihrem Vetter beim Abschied die Hand drückte, herzlich drückte und ihn zum Wiederkommen einlud, während Mallowitz ganz leer ausging.

Die Lächerlichkeit, die Hoffnungslosigkeit seiner Situation kam ihm plötzlich zum Bewußtsein, als er neben dem Jugendfreunde nach der Station fuhr. Er wußte seinem Groll, seiner Aufregung nicht anders Luft zu machen, als indem er in cynischer Weise über Reginas Schönheit zu sprechen begann. Der Mann neben ihm sollte sich wenigstens ärgern, in Aufruhr geraten. Er sprach mit dem Tone eines Eingeweihten, eines Berechtigten, so daß man hätte glauben können, er spräche als der Begünstigte. Vergebens wartete er jedoch, daß Adalberts Wut ausbrechen würde; derselbe gab plötzlich dem Kutscher ein Zeichen und sprang, ohne ein Wort der Erklärung, ohne einen Gruß aus dem Wagen, bevor dieser noch stille stand.

Der Zurückbleibende blickte verblüfft dem Enteilenden nach; es war doch nicht immer möglich, einen solchen guten Tölpel nach Belieben zu lenken.

Indessen rannte Adalbert wie ein Verrückter nach dem Rosenschlosse zurück. Er stürzte an den

Dienern vorbei, ohne jemanden zu beachten, dann blieb er mitten im Vorzimmer stehen und fragte ins Blaue hinein, wo die Freiherrin sei. Irgend jemand antwortete: „Im Park,“ und er stolperte durch die dunklen Räume in den Park. Planlos lief er eine Weile in den dämmerigen Alleen umher, dann sah er ein weißes Kleid schimmern und stand plötzlich vor Regina.

„Was ist geschehen?“ rief sie erschrocken, „was ist Dir, Adalbert?“

„Was mir ist,“ keuchte er, „ich kann nicht mehr, ich ertrage es nicht länger.“

Sie schien noch nicht ganz zu verstehen. „Wie das, Adalbert?“

„Regina, Regina, ich ertrage es nicht länger,“ wiederholte er noch einmal wie sinnlos, „Du wirst mich erhören, ich bitte Dich, ich flehe zu Dir, ich liebe, liebe Dich noch immer, liebe Dich wie ein Wahnsinniger, heute mehr denn jemals!“

„Genug!“ schnitt sie ihm das Wort ab. „Du bist wirklich wahnsinnig. Adalbert! Geh’! Geh’ sofort, ich befehle es Dir!“

„Nein, Regina, ich gehe nicht,“ er sprach ganz fließend und ohne mit der Zunge anzustoßen, in einem fremden, seltsam heiseren Tone, „nein, ich gehe nicht. Es giebt eine Grenze, über welche hinaus alle Rücksicht und Zurückhaltung aufhört,

alle Bedenken schweigen, ich bin an dieser Stelle angekommen, Regina. Ich will und werde Dich erringen, Dich besitzen, es kann nicht anders sein, ich habe genug, genug gelitten —“ Der Atem schien ihn zu verlassen.

„Was wagst Du?“ sagte sie mit dem Tone der Verachtung. „Du beleidigst mich in empörender Weise, ich habe Dir verboten, jemals wieder von diesem Gegenstande zu mir zu sprechen, noch ein einziges Wort mehr und Du warst zum letzten Male in meinem Hause.“

„Sei doch menschlich, Regina,“ sagte er, jetzt stieß er wieder etwas mit der Zunge an, aber es klang nicht komisch, sondern fast rührend. „Sei doch menschlich! Du hörst, daß ich nicht anders kann. Wie kannst Du sagen, daß ich Dich beleidige? Ich liebe Dich, wie nur ein Mensch zu lieben vermag. Ich begehre Dich zum Weibe! Und bin ich etwa der Schlechtesten einer? Immerhin stehe ich Dir näher als andere; Bande des Blutes, der Erinnerung verbinden uns. Du hast meine Treue erprobt, Du weißt, wie sicher Dein Schicksal in meinen Händen geborgen sein wird. Habe doch Erbarmen und denke einen Augenblick, was Du thust. Dein Herz muß für mich sprechen.“

Er sprach rührend, tief bewegt.

„Ich bin kein Weib, das man begehren darf," sagte Regina mit eisiger Kälte. „Geh', Adalbert! Jeder Blick von Dir, der mich trifft, ist eine unsühnbare Beleidigung."

Er war in die Kniee gesunken. „Regina — nein — es kann, es kann nicht sein, daß Du so teuflisch bist, höre mich —"

„Fort!" rief sie in ausbrechendem Zorn, „und wage es nicht mehr, mir unter die Augen zu treten!"

Er schnellte empor, machte wie instinktiv einen Schritt rückwärts, dann blieb er wieder stehen.

„Ich kann nicht," schrie er, „ich kann nicht! Jetzt so gehen, ohne Hoffnung, ich werde nicht gehen. Es muß die Stunde kommen, da Du gedemütigt wirst, der Himmel wird es geben. Du stößt jetzt die Liebe mit Füßen von Dir, und Du wirst noch kommen und vor mir im Staube liegen. Die beleidigte Natur rächt sich und es kommt eine schreckliche Reaktion auf diesen widernatürlichen Taumel weiblichen Hochmutes, es muß einmal so kommen." Er bemerkte nicht, daß er die Argumente wiederholte, die er von Mallowitz mit Entrüstung wie eine Blasphemie vernommen hatte. „O, sie wird kommen, Deine Stunde."

„Verlange etwas minder Unwahrscheinliches

vom Himmel und geh," sagte Regina in ihrem gewohnten Tone.

Wieder herrschte eine kurze, unheimliche Stille.

„Du vergissest etwas, Regina," sprach er jetzt mit Entschiedenheit, „nämlich, daß ich gar nichts mehr zu verlieren und darum den Mut der Verzweiflung habe. Ich werde nicht so gehen, auf Deinen hochmütigen Befehl, auf ein Gebot empörender Herzlosigkeit hin. Du handelst abscheulich, grausam, teuflisch an mir, und ich gehe nicht!" Er trat entschieden auf sie zu. „Du sollst, Du wirst mich hören!"

Er war auf die Schleppe ihres weißen Kleides getreten. Sie sah sein verzerrtes Antlitz vor sich, sie fühlte seinen glühenden Atem, unwillkürlich trat sie zurück. Das Kleid zerriß mit einem plötzlichen Ruck.

„So recht!" schrie er jetzt mit drohender Stimme, „in Fetzen Dein weißes Kleid, dieses Kleid Deiner gefühllosen, schneekalten Unschuld! Es ist ein Kinderspiel für mich, es vollständig in Fetzen zu reißen, glaubst Du nicht? Sagte ich Dir nicht, Du solltest im Staube vor mir liegen, und Dein teuflischer Hochmut würde gezüchtigt werden? Du sollst vor mir knieen, jetzt gleich in dieser Stunde, an dieser Stelle, und bitten

und winseln, wie ich es gethan habe. Es ist nicht mehr als Gerechtigkeit. Herunter mit der Larve Deiner kalten Würde, Deiner abscheulichen Hoffart, nieder mit diesen Kleiderlappen, welche einer Keuschheit dienen, die nichts Menschliches mehr an sich hat! Nieder mit dem ganzen Tugendapparat, nieder mit Dir, Weib! Zeige Dich, entblößt, bebend, demütig, wie Du geschaffen worden bist, Deine Stunde ist gekommen, Regina!"

Sie starrte mit großen, entsetzten Augen nach ihm und schien seine Worte kaum zu verstehen. Es war mehr starre Verwunderung als Furcht in diesem Blick, offenbar hatte sie nie der Raserei einer sinnlichen Leidenschaft ins Auge gesehen; dieser Mann war noch vor einer Stunde in scheuer Ehrfurcht vor ihr gestanden!

„Aber Adalbert!" sagte sie nur in beinahe ruhigem Tone.

Er hatte die Hände nach ihr ausgestreckt, vielleicht wollte er nach ihr fassen, sie niederwerfen; vielleicht hätte er es wirklich gethan, wenn er nicht ihrem Blick begegnet wäre, der sich mit dem seinen fest kreuzte.

Ihr Blick war jetzt vollkommen furchtlos, klar ruhig, mitleidig, in ihrer Miene und Haltung etwas wie Ekel, wie vor einer Krankheit.

Sie starrten einander stumm an, ihr Blick wirkte auf ihn wie der eines Löwenbändigers, er regte sich nicht. Dann lief es wie ein Schüttelfrost durch seinen gewaltigen Körper, und plötzlich schlug er die Hände vor die Augen, es war alles nur das Werk einer Minute. Als er sich aufraffte, aufblickte, wieder nach ihr fassen wollte, war sie verschwunden.

III.

Rittmeister Baron Rosen hatte angeblich aus Gesundheitsrücksichten einen längeren Urlaub genommen und war von seiner Garnison nächst dem Schönbrunner Lustschlosse abgereist, man wußte nicht, wohin.

Herr von Mallowitz besuchte noch immer das Rosenschloß, ohne eine Ahnung zu haben, was zwischen Regina und ihrem Vetter vorgefallen; aber er bemerkte, daß seit jenem Abend die Situation einigermaßen verändert war. Regina war es, die anders geworden war; sie schien leidend, ungleich gestimmt, seltsam in sich gekehrt, ihr Blick um-

flort. Es entging ihm nicht, daß sie nicht mehr so unbefangen war, als früher, ihn bisweilen schärfer beobachtete, seinem Wesen und Gebahren eine andere Aufmerksamkeit als bisher schenkte. Es war aber so wenig Wohlwollendes und Teilnehmendes in ihrem Verhalten, daß die ausschweifenden Hoffnungen, denen er sich momentan hingegeben, jeden Augenblick wieder in nichts zerflossen. Dennoch sagte sich der welterfahrene Mann, daß irgend eine Krisis in dem Leben dieses seltsamen Weibes in Anbruch sein müsse. Auch die Gesellschafterin klagte über die Launen, über die Reizbarkeit ihrer Herrin, die sie sonst niemals so gekannt hatte.

„Sie hat am Ende doch ein Gefühl für den Hünen," sagte sich Mallowitz, „und hat ihm eine nicht ehrlich gemeinte, aber sehr ernst aufgenommene Abweisung erteilt, aber, wenn sie überhaupt liebt —" und wieder schossen die schönsten Hoffnungen in ihm empor. —

Regina war von einem langen, einsamen Spazierritt zurückgekehrt. Es dämmerte bereits. Auf die Meldung des Dieners, daß Herr von Mallowitz anwesend sei, hatte sie ärgerlich geantwortet, sie wäre nicht zu sprechen. Sie warf sich auf der Terrasse in einen Sessel und blickte vor sich hin, ohne ein Auge für den prächtigen Abend-

himmel zu haben, der sie sonst stets mit Entzücken erfüllt hatte.

Wieder hatte ihr Pferd an derselben Stelle nächst dem Parkthor gescheut; es scheute dort immer, ohne daß man eine Ursache bemerkte. Der Hund schlug jetzt häufig an, mitten auf den stillen Waldwegen, und ihr falkenscharfes Auge vermochte nichts Auffälliges zu entdecken. Häufig rauschte es, im Park, im Wald, plötzlich im Gebüsch auf, obgleich sich kein Lüftchen regte.

Schon lange, schon seit den ersten Frühlingstagen fühlte sie sich nicht so leicht, so frei wie sonst. Sie fühlte etwas Unfaßbares um sich, etwas unsichtbar Gegenwärtiges, ein unerklärliches Etwas, das sie physisch beängstigte, das mit einem seltsamen Druck auf ihrer Seele lag.

Seit jener schrecklichen Scene mit Adalbert fühlte sie das Übel täglich wachsen.

Während geraumer Zeit schon fand sie täglich einen Strauß blauer Feldwinden auf ihrem Lieblingsplätzchen bei der Waldquelle; und doch durfte niemand diese Stelle betreten, nicht einmal der Gärtner. Es war im entlegensten Teile des Parkes; uralte Linden beschatteten den kleinen, aus bemoosten Felsen hervorsprudelnden Quell. Sie liebte von diesem Wasser zu trinken, das noch keine Lippe genetzt, kein Auge wiederge-

spiegelt hatte. Feuchtes, grünes Moos überzog die einfache Fassung der Quelle und den ebenso einfachen Steintisch mit der Bank davor. Am Boden moderte altes Laub, und wildes Gerank reichte in den halbverwachsenen Pfad herein. Es herrschte hier jederzeit grüne Dämmerung, kühle, feuchte Luft, tiefe Waldesstille.

Die blauen Winden, die einmal auf dem Tisch, einmal am Rand der Quelle lagen, wuchsen nirgends im Park, sondern nur auf den angrenzenden Feldern Sie waren einmal thaufrisch gepflückt, einmal hatten sie die blauen Blumenaugen geschlossen, einmal waren sie vom Winde halb verstreut, dann wieder schwer und geknickt vom Regen. Aber es waren immer wieder neue da. Regina war erst erzürnt, dann seltsam beunruhigt; endlich ertappte sie sich auf einer gewissen Erwartung, wenn sie dem Quell nahte: harrte ihrer der stumme Blumenstrauß? Sie nahm die Blumen, die sie anfangs achtlos beiseite geworfen, und betrachtete sie neugierig. Und sie fühlte etwas wie Enttäuschung, als sie eines Tages fehlten.

In einer schwülen, sternenlosen Nacht, als es am gewitterschwarzen Himmel blaß und unstät wetterleuchtete, kehrte das rätselhafte Empfinden, welches sie seither beunruhigte, heftiger denn je

wieder. Sie konnte keine Ruhe auf den glühenden Kissen ihres Lagers finden; eine sonderbare Beklemmung lag auf ihrer Brust, und ihr Herz pochte ungestüm. Ein ungekanntes Gefühl des Überdrusses am Leben, ein Sehnen und Warten auf ein Unbestimmtes, Namenloses hatte sich ihrer bemächtigt. Das Zimmer wurde ihr zu enge, sie warf ein leichtes Morgenkleid über und eilte hinab in den Park.

Es war vollkommen finster unter den Bäumen, kein Lüftchen regte sich, kein Laut des Lebens. Das matte Zucken der Blitze tauchte den Wasserspiegel des Bassins in ein seltsam mystisches Licht. Die kühle Flut lockte unwiderstehlich ihre brennend heißen Glieder Sie warf das leichte Gewand ab, sich in der tiefen Nacht des Gebüsches verbergend, denn sie hatte die Freude an der eigenen Schönheit noch nicht gelernt. Das feuchte Element umspülte wohlthuend ihre Gestalt, ein süßes Behagen überkam sie mit einem Male und durchrieselte wollüstig ihre Nerven. Es war ihr, als wäre sie erst heute ihrer Leiblichkeit sich bewußt geworden. Sie zögerte, als sie dem Wasser entstieg, ihr Kleid anzulegen, so lieblich koste die Nachtluft um ihren feuchten Körper.

Mit einem Male, sie hörte es deutlich, drang ein tiefer Seufzer aus dem nahen Gebüsch. Wie

sinnlos raffte sie ihr Gewand auf und entfloh barfuß. Auf der Terrasse angekommen, hielt sie atemlos inne, nichts regte sich. Gewiß, sie hatte sich geirrt, es war ein Tier, irgend ein Nachhall, oder hatte sie selbst so geseufzt? Und doch wollte ihr Herz nicht aufhören zu pochen, war es nicht wieder da, das Ungekannte, Gespenstische, das Namenlose?

Nach einer schlaflosen Nacht eilte sie in früher Morgenstunde in den Park. Der eine ihrer kleinen, blauen, schmucklosen Atlaspantoffel stand noch am Rande des Bassins, wo sie aus demselben geschlüpft war, der andere war nirgends zu finden. Sie wandte ihre Schritte zur Waldquelle, ungeduldig und heftig erregt. Die blauen Winden, welk und geschlossen, lagen auf Tisch und Bank umher, wie der starke Wind, der sich gegen Morgen erhoben, sie verstreut hatte. Sie wußte jetzt, sie hatte jenen Seufzer nicht geträumt; ihr Zorn wallte auf, aber dennoch, dennoch, eine Art ungekannten wollüstigen Schauderns mischte sich in diesen Zorn.

Mallowitz wandte sich eines Tages lebhaft zu ihr: „Denken Sie nur, meine Gnädige, ich sah vorgestern schon zum zweiten Male die Gestalt eines Mannes mit unglaublicher Gewandtheit über Ihre Parkmauer steigen. Es war Abends, als ich

das Schloß verließ, haben Sie irgend etwas Verdächtiges bemerkt?"

Regina schrak leicht zusammen und errötete. Mallowitz bemerkte dies erstaunt, und sie empfand heftigen Ärger über ihre Schwäche. Niemals vorher war sie so nervös gewesen, um so leichthin die Fassung zu verlieren.

„Ich bin weder ängstlich, noch mißtrauisch, Herr von Mallowitz," sagte sie endlich, „und ich denke, falls Ihr Auge Sie nicht täuschte, es wird sich für diese Erscheinung eine harmlose Auslegung finden lassen."

„Vielleicht war's ein Obstdieb oder gar ein spionierender Einbrecher," sagte Fräulein von Kurtis ängstlich.

„Ich glaube das weniger, Fräulein," erwiderte Mallowitz mit feinem Lächeln, „interessant ist die Erscheinung jedenfalls, und ich wünsche selbst, daß sie sich erklären wird, ohne alle Romantik einzubüßen."

„Ach, Sie vermuten einen Novellenstoff!" rief Fräulein von Kurtis.

„Vielleicht," gab er zu. „Bekanntlich ist das Leben überall interessant, wo man es anpackt. Es heißt nur, die richtige Stelle zum Anfassen zu finden."

„Haben Sie nicht wieder den Unbekannten gesehen?“ fragte Fräulein Mathilde das nächste Mal.

„Ach, ja freilich sah ich ihn,“ rief Mallowitz mit etwas gekünstelter Unbefangenheit. „Ich ließ nämlich mein Pferd von dem Jokey außerhalb der Parkmauer hinführen, bis zu dem Wege nach dem Laaerberge, und ging selbst innerhalb des Parkes bis zu der Stelle, wo ich glaubte, den Unbekannten gesehen zu haben. Ich verbarg mich in dem Gebüsch und wartete eine Weile. Schon wollte mir die Geduld reißen, da raschelt es in den Zweigen. Es war sehr finster, doch unterschied ich deutlich eine dunkle, männliche Gestalt. Rasch vertrete ich ihr den Weg. „Halt, mein Freund! Wissen Sie, daß dies ein Privatgarten ist?“ Der andere erschrak sichtlich. Plötzlich drückt er mir etwas in die Hand und ist wie ein Gespenst verschwunden; offenbar kannte er alle Schlupfwege aus Erfahrung. Ich zünde dann ein Streichholz an und betrachte das Ding, das er mir zugesteckt: es ist ein silberner Viertelgulden! Ha ha ha!“

Fräulein Mathilde schüttelte sich vor Lachen, Regina lächelte.

„Es war eben dunkel,“ entschuldigte Mathilde, „der Fremde vermochte nicht zu unterschei-

den, wen er vor sich hatte. Konnten Sie gar nichts von ihm erkennen?"

„Nichts, teures Fräulein, als daß er einen großen runden Hut, sogenannten Künstlerhut trug. Aber mit der Romantik ist es zu Ende, denn wenn man romantisch sein will, giebt man doch wenigstens einen Dukaten."

Beide blickten jetzt unwillkürlich auf Regina, aber diese schien den Schluß der Geschichte gar nicht gehört zu haben.

Einige Tage später saß Regina an der Waldquelle und erbrach einen Brief, den sie bereits morgens erhalten, aber uneröffnet bei sich getragen hatte, weil die Handschrift der Adresse ihr fremd war. Es waren feine, aber sehr charakteristische Züge. Sie las mit wachsendem Staunen: „Denke, daß es der Wind war oder die Wolken, welche Dir diese Worte zuflüsterten, denn ich habe kein Recht, zu Dir zu sprechen. Gebiete dem Winde, den Wellen zu schweigen, ich kann nicht anders, als zu Dir sprechen. Du bist nicht glücklich, ich las es in Deinen Augen, als Du Dich allein wähntest, ich las es in Deiner Miene, als Du, von Deiner Gesellschaft umgeben, auf dem Renner dahin sprengtest. Wärest Du glücklich, so glücklich, wie die Welt Dich nennt, meine Seele schwiege für Dich. Aber Du bist es nicht, zürne mir nicht,

daß ich es Dir zu sagen wage, zürne nicht und denke, es ist ein vom Unglück Geweihter, ein in bitteren Thränen Getaufter, der zu Dir spricht. Es ist ein glänzendes Spielzeug, das ein großmütiges Geschick Dir in die Hände gegeben, aber Dein Herz bleibt leer dabei. Die Menschen um Dich können Dich nie begreifen, und Dein Herz blieb immer einsam. Du hast gewirkt anderen zum Segen und der Friede ist in Deiner Brust, aber Dein heißes Herz pocht noch immer so rastlos wie früher suchtest Du die Einsamkeit. Du sahst den eilenden Wolken nach, und in Dir pochte lauter und lauter die bange Frage, auf welche es keine Antwort giebt! Und auch an Dir, Du Hohe, Du Stolze, erfüllte sich das Menschenlos, Du neigst Dein schönes Haupt in Trauer, in Sehnsucht.

„Auch Du, Herrin, siehst wehmütig das Heute ins Leere versinken und blickst fragend nach dem Morgen, welches ohne Antwort versinkt, wie das Heute.

„Du bist einsam, einsam wie ein Stern im kalten Äther, den ungemessene Welträume von uns trennen. Du bist einsam, Herrin, Du bist nicht glücklich!

„Die Liebe ist an Deinem Wege, glühende, ewige, unaussprechliche Liebe, sie betet zu Dir,

wie zu einem Sterne, nein, wie eine verlorene Seele zu ihrer Gottheit betet.

„Vergieb und denke, denke, daß es der Wind, daß es die Wolken, die Wellen waren, welche Dir diese Worte zugeflüstert haben."

„Wie seltsam!" sagte sie, grenzenlos betroffen. Und sie las den Brief wieder und wieder, erst mit Neugier, dann mit Interesse, und dann mit sonderbarer innerer Bewegung. Es hatte noch niemand so oder ähnlich zu ihr gesprochen, sich so an ihr Innerstes gewendet, so alle Äußerlichkeiten beiseite lassend. Wie seltsam, es war kühn, aber diese Kühnheit gefiel ihr. Wer konnte es sein, der solche Worte auf den Lippen hatte? Nie war ihr jemand nahe gekommen, der diesem Unbekannten ähnlich gewesen wäre. Wie wußte derselbe von ihr, wie war er in ihr Leben gekommen? Würde er jemals vor ihr Angesicht treten? Es schien nicht. Es beschlich sie etwas wie Enttäuschung bei diesem Gedanken.

Und doch, mußte sie ihm nicht zürnen, daß er so ihr Innerstes aufdeckte? Aber sie vermochte es nicht recht, es dünkte ihr klein. Und dann — hatte er recht oder nicht? War sie nicht glücklich, wie er sagte?

Sie hatte bisher gemeint, sie wäre es, war sie nicht frei und auf sich selbst gestellt? Und

jetzt, mit einem Male beschlich es sie mit bangen Zweifeln. War dies wirklich ein Glück zu nennen, diese stillen, leeren Tage ohne Inhalt, ohne Bewegung, diese Einsamkeit, dieses in sich verschlossene Sein ihres ganzen Wesens?

Er hatte recht, was die Menschen Glück und Freude nannten, das war nicht für ihre starke Seele, das hatte sie fortgeworfen, wie ein zerbrochenes Spielzeug. Ihre freie, kraftgeschwellte Natur spottete der Konvenienz, die Vergnügungen der Gesellschaft erschienen ihr meistens albern, die Eitelkeit zu glänzen war ihr fremd und unverständlich. Ruhig und sicher hatte sie sich ihre eigene Lebensweise gewählt, und sie hatte gemeint, das Leben erschöpfend zu kennen, es überwunden zu haben. Und jetzt mit einem Male spricht eine Geisterstimme zu ihr und ruft ihr zu, sie sei einsam und darum nicht glücklich. Sie konnte sich nicht anders denken, als einsam und allein. Vielleicht aber gab es doch noch ein Glück im Leben, von dem sie nichts wußte. Ihr Dasein schien ihr plötzlich armselig und inhaltlos. Lohnt es der Mühe, jeden Morgen aufzustehen, um immer wieder allein durch den Park zu reiten, zu musicieren, da niemand zuhört, zu lesen und nie von dem Gedachten zu sprechen, immer in sich

hinein zu denken, ohne eine eigentliche Außenwelt? —

Ein schöner Sommertag folgte dem anderen. Die Rosen blühten um das Rosenschloß wie in einem Feengarten. Regina weilte den größten Teil des Tages an der Waldquelle, und immer wieder dachte sie an den Unbekannten. Wer konnte es sein, und weshalb wagte er sich nicht in ihre Nähe? Und doch, gedachte sie nicht gerade deshalb seiner mit geheimem Wohlgefallen, weil er es nicht wagte? Seit sie jenen Brief erhalten, fehlten die blauen Blumen an der Waldquelle, hatte sie keine Spur mehr von seiner geheimnisvollen Allgegenwart gefunden. Vielleicht war es ein Abenteuer, das nun eben zu Ende. Und sie war noch immer thöricht genug, daran zu denken.

Wer aber gab ihr die Ruhe, den Frieden des Gemütes wieder? Wer nahm den namenlosen Schatten von ihrer Seele? Wer bannte das Gefühl der unbestimmten Erwartung, die dunkle Sehnsucht, welche ihren Geist gefangen hielt?

Sie nahm eifriger denn jemals ihre gewohnten Beschäftigungen auf. Vielleicht fand sie noch einmal das Vollgefühl der Freiheit, der natürlichen Befriedigung, das ihr einst das schöne Gleichgewicht der Seele gegeben, jenes stolze Behagen an der Einsamkeit, das ihr wohlgethan hatte,

wie die würzige Luft des Waldes der lechzenden Brust.

An einem heißen, sonnendurchleuchteten Nachmittag war sie in das Dorf hinabgeritten, wo die Leute sie als großmütige Wohlthäterin kannten und liebten. Sie hatte eine junge Wöchnerin besucht, die Frau des Lehrers, bei deren erstgeborenem Töchterchen sie Patin gewesen war und das ihren Namen trug. Es war ein freundliches Heim, diese Lehrerwohnung, denn die Freiherrin hatte selbst das Schulhaus erbauen lassen. Goldene Sonnenblumen winkten in das nette Stübchen herein, rote Balsaminen blühten am Fenster, und die Schwalben zwitscherten am Sims. Das Kindchen strampelte seelenvergnügt in der Wiege, und die Eltern hatten heitere, zufriedene Gesichter, es schien, daß sie keinen Wunsch mehr in diesem Leben hatten.

Regina kam dann an der Försterei vorüber. Auch dort verweilte sie ein wenig, die junge, hübsche Förstertochter bat errötend um eine eben erledigte Stelle für ihren Bräutigam, einen jungen Forstgehilfen. Die Freiherrin versprach es und eine Aussteuer für die Braut dazu. Zwei überglückliche Menschen blieben zurück, als die großmütige Herrin davon sprengte. Es war seltsam, nie war es ihr in den Sinn gekommen, sich mit

diesen Menschen zu vergleichen. Nie hatte sie gedacht, daß sie Glück und Unglück mit ihnen gemeinsam haben könnte, und heute mußte sie immer an diese glückliche Mutter, an diese strahlende Braut denken. Sie hatten keine Wünsche, sie waren einig mit sich selbst, keine namenlosen Geister scheuchten den Schlummer von ihrem Lager.

Heute, gerade heute sehnte sie sich nach einem traumlosen Schlummer, und er wollte nicht kommen. Wieder, wie damals, trieb die brennende Unrast sie fort von ihrem Lager und hinaus in die schweigende Nacht. Es war eine dämmerige Mondnacht. Sie ging an dem Bassin vorüber, wohl faßte sie die Sehnsucht nach der kühlen Flut, aber sie wagte nicht, sich zu entkleiden. Zwar das allgegenwärtige Gespenst ihrer Tage schien verschwunden, aber der Mond leuchtete ziemlich hell, sie zog ihr leichtes Morgenkleid fester um die halbentblößten Schultern zusammen. Es war eine thörichte Sorge, gewiß, es war niemand hier. Sie selbst war krank, war nicht mehr, was sie gewesen, und ihre überreizte Phantasie, ihre erregten Nerven spiegelten ihr trügerische Gebilde vor. Sie war einsam, einsam wie immer, hatte sie es nicht selbst so gewollt? Ihr dünkte, als wären es wirklich die Wellen, die Wolken gewesen, die zu ihr gesprochen, die mit einem Male

verraten hatten, daß sie, die Stolze, die Freie, die hohe Herrin, nicht glücklich war, daß ihr Herz nach einem Glücke krankte und schmachtete, dessen Name ihr nicht einmal bekannt war.

Der Mond war leicht verschleiert und hüllte den Garten in ein seltsam fahles, mattdämmerndes Licht. Der üppige Blumenflor auf den Rabatten schien farblos, nur die betäubenden Düfte in der schwülen Luft verrieten die einzelnen Blumen. Kein Blatt regte sich, ferne im dichten Gehölz drüben sang eine Nachtigall.

Regina fühlte eine unsägliche Traurigkeit, welche sie nicht wieder zu zwingen vermochte, eine Traurigkeit, die ihr früher ganz fremd gewesen, eine Sehnsucht, welche dieser lieben, vertrauten Umgebung ringsum eine andere, neue, wehmütige Färbung gab. Hier war sie aufgewachsen, froh, gesund, sorglos, wie eine Pflanze aufwächst, und jetzt mit einem Male fühlte sie ihre Seele losgelöst, ins Ungewisse zerflatternd, in thöricht sehnsüchtiges Weh zerfließend.

Langsam, immer tiefer in ihre Traurigkeit sich versenkend, schritt Regina weiter. Die dunklen Wipfel der Bäume schlossen sich dichter über ihrem Haupte, der Gesang der Nachtigall kam näher und näher. Regina verließ den weißglänzenden Kiespfad und schritt, wie sie es so gerne that,

über die tauglänzende, feuchtduftende Rasenfläche dahin. Unsichtbares Gerank hielt plötzlich wie eine Geisterhand ihr leichtes Kleid, so daß sie tödlich erschrocken zusammenfuhr. Als sie sich hastig losriß, schüttelte ein unsichtbarer Blütenbaum feuchtkühlen Blütenschnee auf ihren entblößten Hals nieder, und wieder war ihr, als hätte eine Hand nach ihr gegriffen, und sie schauderte zusammen wie im Fieber.

Jetzt hörte sie das leise, wohlbekannte Plätschern der Waldquelle, und die Nachtigall schlug beinahe über ihrem Haupte. Lautlos wie ein Geist, um die Sängerin der Nacht nicht zu verscheuchen, glitt sie über die Lichtung, die sie von ihrem Lieblingsplätzchen trennte.

Plötzlich schreckt sie zusammen, es regt sich dort etwas Dunkles. Ihr Herz beginnt zu pochen, und doch, wie thöricht sie ist, es ist nur der Schatten des Baumstammes, der sie erschreckt; sie schreitet weiter, aber es regt sich wieder. Sie sieht es jetzt deutlich, es ist die dunkle Gestalt eines Mannes.

Sie sinkt auf die Bank nieder und preßt die Hand aufs Herz, um sein tolles, wahnwitziges Hämmern zu bezwingen, aber das Herz hämmert fort — ein leichter, zaghafter, unterbrochener Schritt auf dem Rasen — ein Schatten fällt zu

ihren Füßen, sie wagt nicht aufzublicken, sie fühlt sich verzaubert, ihr Herz pocht jetzt so wild, daß ihr fast der Atem vergeht.

Der fremde Mann stand entblößten Hauptes vor ihr, keines sprach ein Wort. Die Nachtigall sang fast über ihren Häuptern, und die Quelle plätscherte ihr altes, gewohntes Lied.

Er sank vor ihr auf die Kniee, ein jugendliches, bleiches Antlitz, von dunklem Haar umwallt, blickte flammenden Auges zu ihr empor.

„Was ich um Dich gelitten habe!“ sagte er ganz leise.

Ihr war als träume sie das alles. Sie stand wie unter einem Bann, und als sie sprach, hörte sie ihre eigene Stimme wie die einer Fremden: „Kniee nicht vor mir, ich habe Dir nichts zu gewähren.“

„Willst Du den Blumen verbieten, sich zur Sonne zu kehren? Willst Du mir verbieten, Dich zu lieben? Du bist so schön, so gut, so herrlich, Dich sehen ist Seligkeit, Dich anbeten ist das Leben! Von Dir geliebt zu werden, würde mich im Übermaß der Wonne wahnsinnig machen!“

„Du träumst, verlasse mich und denke, daß es ein Traum war.“

„Es ist kein Traum, meine Königin, Du bist! So ringt, so blutet man nicht im Traume,

Du bist! Hier zu Deinen Füßen ist meine Stelle, o laß mich ein einziges Mal hier ruhen! Laß mich einmal, ein einziges Mal zu Dir sprechen! Soll nicht das Ohr der Gottheit offen sein für das Ohr des Gequälten? Sei barmherziger als die Gottheit, barmherziger, als das Geschick es war, und höre mich! Höre mich, Herrin! Höre mich um der ewigen Barmherzigkeit willen, sei großmütig gegen den Fremdling, den Glück-, den Heimatlosen, sei so gut, so groß, als Du schön bist, sage, daß Du mich hören willst!"

Sie neigte das Haupt, aber sie zog sich scheu zurück vor dem flammenden Blick, der flehenden Geberde, dem herzerschütternden Tone des Mannes.

„Wende Dich nicht ab von mir, wende Dich nicht ab von dem Manne, der Deine Hoheit knieend verehrt! An diesem Augenblick, diesem einen, einzigen Augenblick zu Deinen Füßen hängt mein Sein, mein Leben! Wenn Du wüßtest, wie ich diesen Augenblick gerufen, erbetet, ersehnt, beschworen habe bei Tag und Nacht, im Wachen und im Traume, diesen einen, einzigen Augenblick! Vor Dir knieen, Dir ins Auge blicken, zu Dir sprechen dürfen! Ich wagte nicht, Dich darum zu bitten, ich wagte nicht am offenen Wege zu

Deinen Füßen zu sinken. Von Dir getötet zu werden, das wäre noch Seligkeit, aber vielleicht wäre ich von Dir bei Seite gestoßen worden, ohne Blick, ohne Wort, denn ich bin gering, bin namenlos, hohe Herrin, ich bin ein Kind der Armut und des Elendes, ich bin mehr als das, ich bin ein Unglücklicher, ein Verzweifelnder, ein Verlorener. Zwischen meinem dunklen Lose und Deinem lichtumflossenem Dasein ist kein Band, ist nichts Gemeinsames. Wie hätte ich zu Dir sprechen können? Aber, ich liebe Dich, hohe Herrin meines Lebens, ich liebe Dich, wie nie ein Weib geliebt wurde! Es ist eine Seele in mir, die nach dem Höchsten dürstet, alle Stürme des verlorenen Glauben, der zertrümmerten Hoffnung sind durch diese Brust gegangen. Ich bin ein Wissender, Herrin, ein Wissender des Unglücks."

„Du selber weißt, daß mir Schmerz und Weh nicht fremd sind," sagte Regina sanft; sie sprach immer wie im Traume.

„Ich wußte es, hohe Herrin, und doch, der Kampf ist Dir fremd. Aber," unterbrach er sich, „Du zürnst nicht? Du blickst freundlich auf mich nieder! Ach, hätte ich tausend Seelen, dies Glück zu genießen!" Er drückte den Saum ihres Kleides an seine Lippen.

Sie schrak leicht zusammen. Sie hätte zürnen

sollen und gewann es nicht über sich. „Ich zürne nicht,“ sprach sie, „aber ich wünschte, Du liebtest ein anderes Weib, dann, dann würde ich einen Segenswunsch für Dich haben.“

„Du frevelst, meine Königin! Eine andere lieben, nachdem ich Dich gesehen, Dich begriffen, Dich geliebt habe! Ich könnte alle Welten durchwandern, alle Zeiten durchleben, und ich fände nie Deinesgleichen. Es ist mein Schicksal, Dich zu lieben, und daß es als mein unabänderliches Schicksal in meine Brust geschrieben ist, das ist die einzige Wohlthat, der einzige Himmelsstrahl in meinem umnachteten Leben. Denn ich habe gedarbt wie ein Bettler und gekämpft, gerungen, wie ein Held. Diese Liebe, diese Liebe zu Dir war mein einziges Glück in der Entbehrung, die einzige Stütze, als die Erkenntnis mir Glauben und Hoffen nahm. Ich habe Dich geliebt, Herrin, schon damals, als ich, ein armer, zitternder Knabe, an dem Thore Deines Schlosses stand, und Du, ein kleines Mädchen, so scheu, so stolz und doch so erbarmend nach mir blicktest.“

„Du bist der arme Heinrich!“ rief Regina freudig; sie erschrak fast über die Wirkung ihrer Worte, so strahlte sein blasses, frauenhaft feines Antlitz auf.

„Du weißt noch davon, Herrin? O, ich ahnte

es. Und nun mögen sie sagen, was sie wollen, es giebt eine Vorsehung, eine Vorsehung für die Liebe, eine Vorsehung für mich. Und ich habe ein Herz zum Lieben, wie kein anderer! Dein Bild von damals ist mir wie in die Seele gebrannt; die kleine, holde Gestalt in dem violetten, mit weißem Pelz verbrämten Sammetmäntelchen, das runde, rosige, unsäglich ernste Gesichtchen mit den großen, dunkelblauen Augen, die von den hereinfallenden dichten, blonden Löckchen ganz beschattet waren, ach, ich liebte Dich schon damals! Über meinem Leben der bitteren Entbehrung stand das Bild dieses kleinen Mädchens, und alle Träume meiner jungen, nach Schönheit dürstenden Seele woben sich unwillkürlich um dieses holde Kind."

„Und Du hattest niemanden, der Dich liebte, der Sorge um Dich trug?"

„Ich habe meinen Vater nicht gekannt, Herrin, er hat meine Mutter verlassen, sein Kind verleugnet, ich durfte seinen Namen nicht tragen. Ich glaube, es war ein Mann aus der sogenannten besseren Gesellschaft. Für meine Mutter war ich eine Sorge, ein Unglück, ein Vorwurf, dennoch liebte sie mich. Sie wohnte drüben jenseits des Waldes und half sich durch schwere Arbeit fort, bis sie sich eben zu Tode gearbeitet hatte. Dann trug man sie hinaus auf den Ruheplatz der

Armen und Gequälten. Für mich hat die Gesellschaft gesorgt, wie sie für arme Waisenkinder zu sorgen pflegt. Und sie waren stolz auf ihre Großmut, meine Beschützer. Ach, es wäre alles gut in dieser Welt, wenn nicht bisweilen so ein Unglücklicher ein Herz hätte, das nach Glück verlangt, und einen verfluchten Spürsinn zugleich, der nicht ruht, bis er nicht hinter all das bodenlose Elend der Armen und hinter all die bodenlose Schlechtigkeit der Machthaber gekommen ist. Blind geboren zu sein, Königin, ist besser, als solche Augen haben, wie diese. Das ganze niederträchtige Spiel des Lebens durchblicken und zugleich ein Dasein der Freude, der Schönheit, des Glückes schauen und es nie, nie erreichen dürfen! O Herrin, denke, denke dies aus, und Du wirst mir vergeben, daß ich Dir meine Liebe gestand!"

Regina hing mit stummem, großem Blick an seinem Munde, sie erlebte Jahre der Erkenntnis in diesem Augenblicke.

„Glaubst Du, das Glück ist bei mir?" sagte sie mit leise bebender Stimme, „es ist vielleicht nirgends, ich weiß nichts davon."

„Ich aber weiß davon!" schrie er auf und sein Blick hing verzehrend an ihrem Antlitz. Das jungfräuliche Weib schien jedoch seinen Gedanken-

gang nicht zu verstehen, sie erwiderte seinen Blick mit unbefangener Hoheit. „Dies alles, diese Begriffe von allgemeiner Bedeutung passen nicht auf Dich, Herrin,“ fuhr er jetzt mit unsäglich weicher, wohllautender Stimme fort. „Du bist Du selbst. In Deiner reinen, hohen Seele ist kein Kampf, kein Zwiespalt. Wohin Dein Fuß tritt, sprießt das Glück und der Segen auf. Wie magst Du sagen, das Glück sei nicht bei Dir? Bei Dir ist alles, was das Leben Hohes und Schönes hat. Du bist in die Welt gekommen, damit noch eine Spur zerfallener Himmel auf Erden sei, damit die Irrenden und Ringenden nicht verzweifeln. O wirst Du mir glauben, Herrin, daß nur Du mich am Leben erhalten hast? In den Jahren harter, hoffnungsloser Arbeit, in die kein blasser Schimmer der Freude fällt, wie oft war ich daran, ein Ende zu machen, das einzige, sichere Ende, was es hier für jede Qual giebt! Und immer trat das kleine, blauäugige Mädchen dazwischen und ich sagte mir: Du mußt zuerst die kleine Regina wiedersehen! Nach unsäglichen Bemühungen, nach den demütigsten Bittgängen gelang es mir, wieder hieher zu kommen, von wo man den verwaisten Knaben fortgeführt hatte. Wie mein Herz zitterte, als ich die Gegend, wie von einem Traum her, erkannte.

Lange, lange konnte ich des Bildes der Gnade nicht ansichtig werden, obwohl ich täglich durch die anstoßenden Wälder irrte. Aber von den Dörflern, von den Leuten auf Weg und Steg hörte ich von der Königin meines Lebens. Und ich wußte — dieses schöne, einsame Weib, zu dessen Hoheit niemand heranreicht, diese Heilige unter dem Heer der Selbstsüchtigen und Engherzigen, sie wirst Du lieben. Eines Tages lag ich nächst dem Schlosse im Wald verborgen, den Pfad zu meiner Rechten. Zwei kleine Mädchen sammelten in meiner Nähe dürres Holz. „Geh fort," sagte das eine zu mir in kindlichem Eifer, „die Freiherrin kommt hier vorbei, wenn sie ausreitet, und sie will keine fremden Männer da sehen." Mein Herz pochte wild auf vor freudigem Schreck, ich ging nicht. Plötzlich ertönt rascher Hufschlag, ein blaues Reitkleid schimmert durch die Bäume, Du erschienst, schön, leuchtend schön, wie ich noch kein Weib gesehen."

Er schwieg eine Weile, er schien nicht zu wagen, das Bild, wie es vor seiner Seele stand, weiter auszumalen. „Mit einem Male scheute das Pferd, vielleicht weil ich eine Bewegung gemacht hatte, und eines der kleinen Mädchen kollerte in den Sand. Du sprangst ab und mit einem unbeschreiblichen Blick sanfter Güte hobst Du das

kleine, unverletzte Wesen auf. Und mit diesem Blick, schöne, hohe Herrin, kam die allgewaltige Liebe über mich, eine Liebe ohne Grenzen, Liebe auf Leben und Tod. Ich weiß nicht, wie ich damals nach Hause kam, wie ich am andern Tage meine Arbeit besorgte, ich weiß es nicht. Mein Leben stand seitdem unter einem Zauberbann. Tag für Tag ging ich den stundenweiten Weg über die Felder, um die Luft zu atmen, die Du atmest, den Pfad zu wandeln, den Du betrittst, von Dir sprechen zu hören, Dich vielleicht zu sehen! Zertritt mich, Herrin, wenn Du willst, aber ich kann nicht anders."

„Ich will nicht Dein Verderben," sagte Regina, nicht ohne Mühe ihre tiefe Bewegung bemeisternd, „ich möchte diese hohe, diese reiche Kraft Deiner Seele auf Dein Heil gerichtet sehen. Vermagst Du nicht Friede zu finden in der Arbeit für andere, im Bewußtsein der Kraft Deines mächtigen Willens?"

„Meine Kraft, mein Wille, Herrin, das ist die Liebe zu Dir. Dennoch weise, wie Du bist, ahnest Du das Rechte. Zu schaffen, zu kämpfen für die Armen, die Ärmsten, die leiden und darben, wie ich litt und darbte, das machte meine Seele höher schwellen! Ihr Los mildern, das war mir ein Ziel, des Erstrebens wert. Wenn

man Mensch sein dürfte, Herrin, aber man darf es nicht! Und so wird man zum Lügner. Sie haben mich zum Lehrer gemacht, und die Anmut, die Unschuld der Kindheit rührte mein Herz. Aber sie machten mich zugleich zum Werkzeug, zur Maschine, und ich gehe täglich in diese schreckliche Tretmühle mit dem Bewußtsein, diesen Kindern der Armen Steine zu geben, anstatt des Brotes. Ich gehöre im Geheimen und unter falschem Namen zu den Führern und Beratern der Arbeiterpartei Ich schreibe ihnen ein Blatt und Du würdest lächeln, hörtest Du einmal meine Stimme unter dem geistigen Kram dieser Leute. Es ist ein Geheimnis, denn man würde mir sonst meine Stelle nehmen. Aber, gütige Herrin, ich weiß, daß dem Elend der Menschen durch keine demokratische Bewegung geholfen wird, und ich glaube nicht an das, was meine Genossen sagen. Auch wächst meine rastlose Seele jeden Augenblick aus dieser kleinen Welt hinaus. Ich bin kein Christus, Herrin, ich weiß nichts von Demut, außer Dir gegenüber. Ich will nicht entsagen, ich will das Glück, ich will, — meine Herrin, vielleicht ist es ein Wahnsinniger, der vor Dir knieet. Dieser stündliche Kampf, diese stündliche Lüge! Denke Dir einen Gefesselten, dem die Bänder ins Fleisch schneiden, und er zerrt und

reißt, weil er's nicht ertragen kann, und es wird nur immer schlimmer! Ich habe sonst stiller gehalten, aber, Herrin, ich weiß jetzt, daß es ein Glück giebt. Der Dämon ist in mir, Du weißt nicht, wie die Leidenschaft brennt und lodert. — Und wirst Du mir nicht zürnen, daß ich Dir diese dunkle Geschichte erzählte? Ach, nur in dieser Liebe bin ich, ich selbst, sie ist die Wahrheit für mich, das wahre Leben!"

„Nein, ich zürne nicht," sprach sie sanft, „ich danke es Dir, daß Du gesprochen hast, und daß ich Dir sagen kann, wie tief ich Dein Los empfinde, und wie ich dessen stets gedenken werde." Sie erhob sich.

„Und willst Du mir eine Gnade erweisen, Herrin?"

„Sprich."

„So lege Deine Hand ganz leise auf meine Stirn. O, sei barmherzig, es wird mich stärken, es wird die brennende Glut da drinnen lindern."

Und sie legte ihre leicht bebende Hand auf die hohe, bleiche Stirn des fremden Mannes. Er hatte sich nicht von den Knieen erhoben, jetzt schloß er die Augen und der Ausdruck seligen Friedens ergoß sich über sein blasses, schmales Antlitz. Er regte sich nicht.

Fast wollte ihr bange werden. So selig müssen Verstorbene aussehen.

„Geh jetzt,“ sagte sie sanft. Er erhob sich und blickte sie fragend mit den Flammenaugen an, er wagte nicht zu bitten.

Sie winkte nur mit der Hand, und die Büsche schlossen sich hinter ihm.

IV.

„War es ein Traum?“ fragte Regina sich am andern Morgen. Wo kam der Fremde her, wo war er hingegangen? Sein flammender Blick, seine flammenden Worte, wie kamen sie in ihre Seele? Sie hatte ja desgleichen nie geträumt. Sie meinte schon so tief in das Leben gesehen zu haben, aber sie hatte nicht geahnt, daß es solche Liebe gibt, solches Wehe und solche Seligkeit.

Sie wandelte wie verloren umher, mit dem unergründlichen Rätsel ringend. Ist dies das Glück? Ist es Thorheit, ist es Wahnsinn, ist es eine himmlische Offenbarung? Sie wußte es nicht, sie wußte nur, daß jene Blicke in ihrer Seele brannten, daß sie jene Worte nie vergessen würde.

Ob die blauen Winden bei der Waldquelle

fehlten? Sie mied die Stelle, vielleicht fürchtete sie sich vor denselben.

Eine Woche war vergangen, es war hoher Sommer, brennende Hitze brütete über der blühenden Landschaft.

Regina saß auf der Terrasse und blickte nach den dräuenden Gewitterwolken, welche im Westen lagerten, an deren Saume die Sonne, die grellen Strahlenbündel nach dem Zenith sendend, soeben verschwand.

Sie saß regungslos da, als wären ihre Glieder gelähmt, aber ihre Wangen brannten wie Feuer, sie fühlte sich elend wie noch nie, niemals hatte der Zweifel wie eine tückische Krankheit an ihrer stolzen Seele gezehrt wie heute.

Sie wußte es, eine innere Stimme sagte es ihr: dort drüben unter jenen Bäumen rief sie, heute und immer, ein Wesen in banger Sehnsucht.

Sie sollte gehen, dort in stiller, verschwiegener Nacht den fremden Mann zu finden, um seine Liebesworte zu hören? Ihr Blut empörte sich. Ihr war, als bänden sie tausend Ketten.

Es dämmerte stark und stärker. Keine Regung in der schwülen Luft, nachtschwarz und stumm stand die Gewitterwolke dem zagenden Weibe gegenüber. Sie sah so deutlich, wie die flammenden Augen des bleichen Mannes in die Nacht hinaus spähten, wie er jedem fallenden

Blatte lauschte. Sie zählte jede Minute mit ihm, aber sie regte sich nicht. Es lag auf ihr wie eine unsichtbare Last, sie regte sich nicht, auch dann nicht, als der Sturm losbrach und ihr Haar zerzauste und der Regen mit großen, schweren Tropfen an ihre heiße Stirn schlug.

Die entfesselten Naturgeister tobten durch die Nacht. Die Bäume ächzten und rauschten wirr durcheinander, und der Donner vermochte kaum das Brausen der Regenflut zu übertönen.

Ein greller Blitz nach dem andern fuhr dräuend zu der bebenden Erde nieder; armes Menschenkind, das jetzt in den Kampf der gewaltigen Titanen hinausgeschleudert ist!

Ein schöner Morgen zog nach der wilden Gewitternacht herauf. Regina ging traurig durch den Garten und betrachtete wehmütig die sturmgepeitschten Blüten, die geknickten Blumenstengel. Sie ging immer weiter, die Waldquelle rauschte trüb und laut einher, als wollte sie Klage führen über die böse Nacht. Der Rasen war überschwemmt, der Weg verwüstet und auf Tisch und Bank trübe Lachen des Regenwassers, hie und da waren zerpflückte blaue Blüten verstreut, ein von Sturm und Regen zerrissener Strauß. Die junge Schloßherrin sammelte die blauen, zerflatterten Blumenblätter.

Am Abend wandte sie ihre Schritte wieder zur Waldquelle. „Er wird nicht wiederkommen,“ sagte sie sich. Sie hatte ein Buch bei sich und versuchte zu lesen, doch brach unter den grünen Schatten der alten Bäume die Dämmerung früh herein. Sie legte das Buch wieder fort. Der Abend war still und trüb, keine Vogelstimme wurde laut. Plötzlich in der tiefen Stille rauschte das Gebüsch auf, sie schrak heftig zusammen, die Gestalt des Fremden stand drüben unter den Birken, er blickte mit stummer Bitte zu ihr herüber, noch that er keinen Schritt vorwärts. Einen Augenblick stockte ihr Atem, dann, dann winkte sie ihm näher zu treten. Mit einem Sprunge lag er zu ihren Füßen. Sie erbebte, wie bleich und verfallen waren seine Züge, wie tief eingesunken seine Augen, in denen unheimlicher Fieberglanz loderte!

„Du bist krank!“ rief sie unwillkürlich.

„Wenn Du wüßtest,“ sagte er und drückte den Saum ihres Kleides an die Lippen, „wenn Du wüßtest, wie die Sehnsucht an mir zehrt, Herrin, Du hättest Mitleid mit mir. Und dann, diese wahnsinnige Angst, ich dürfte nie wieder vor Deinem Antlitz erscheinen! Du hattest mir nicht verboten, wiederzukommen, Herrin, aber Du hattest auch kein Wort der Hoffnung für mich gehabt.

Wie ich immer hoffte und verzweifelte! Wie meine Seele stöhnte, wie alle ihre Fibern schmerzlich zuckten!“

„Ich will nicht, daß Du meinetwegen leidest,“ unterbrach sie ihn lebhaft, dringend.

„Du gönnst mir das Leid um Dich nicht, hohe Herrin,“ sagte er, „und doch, es muß so sein, denn es ist mein Schicksal, Dich zu lieben.“

„Wir selbst sind unser Schicksal,“ erwiderte sie, „und nur in uns selbst ist die Gottheit, die über uns entscheidet.“

„Du bist im Recht, Herrin. Aber in mir ist eben nichts, als diese unendliche Liebe zu Dir. Und wenn Dein Herz ein Rühren hat für mich, so erbarme Dich und laß mich Dich sehen, und wäre es einmal im Jahr! Immer verzehrender greift der Brand um sich, rette mich, wenn Du gütig sein willst. Frage Dich, ob es der Mühe lohnt, dieses arme Leben zu erhalten. Denn Du, meine Königin, gebietest über Tod und Leben, Du kannst mich zerschmettern oder zu einem guten Menschen machen; denn, Herrin, ich bin nicht gut. Die Lust des Bösen ist in mir. Ich hasse die Menschen, nur Dich, nur Dich liebe ich! O wie ich Dich liebe, Regina! Seit ich zu Dir sprechen durfte, seit Deine segnende Hand auf mir geruht, gehöre ich nicht mehr dieser Welt an.

Fieberschauer schütteln meinen Leib und meine Seele verlodert in wilden Flammen. Himmel und Hölle sind in meiner Brust. Ich kann nicht mehr unter den Menschen weilen, ich muß mich verbergen mit meinen Thränen, mit meinen Paroxismen der Sehnsucht, der Verzweiflung. O meine Herrin, ist die Todesqual einer Seele nichts? Und bedenke, es ist ein Werk, der Gottheit würdig, eine verlorene Seele zu retten. Es ist nicht zu viel, Regina, was ich verlange."

„Verlange, was ich geben kann, und es ist Dir gewährt," sprach sie in ungewohnter Scheu.

„Laß mich Dich sehen, Herrin, so oft, als Du es gestattest. Ich will vor Dir knieen und kommen und gehen, wie Du befiehlst, schweigen und reden, wie Du gebietest. Du hörst mich, Du blickst in meine Seele, Du richtest mich, wenn ich fehle, Du stützest mich, wenn ich wanke. Du wendest Dich ab, ist es zu viel, was ich fordere?"

„Du forderst viel," erwiderte sie fest und klar, „nicht, daß ich zweifle, Du seiest meiner Teilnahme wert, aber Du nimmst mir die Freiheit, die Einsamkeit."

„O meine Herrin, warst Du so glücklich in Deiner Einsamkeit? Die Barmherzigkeit ist schöner, als Deine Einsamkeit war. Denke, daß Du mir ein neues Leben gibst, ein reicheres und schöneres,

als die unbekannten Götter mir gaben. Denke, daß Du das Höchste gibst, was die Erde geben kann, das Glück!"

„So nimm die Hand einer Schwester, einer Freundin." Sie reichte ihm ihre kleine, weiche, runde Hand, die leuchtend weiß war wie ein Lilienblatt.

Er bedeckte sie mit Küssen und Thränen.

Der Mond ging heute sehr spät auf, und er konnte kaum des Laubes Dickicht bei der Waldquelle durchdringen. Dort saß noch immer die Freiherrin und hörte Tristan zu. Er schrieb unter diesem Namen und hatte sich ihn gewählt, weil er ihn liebte. Sein ganzes Sein und Leben hatte er wie ein vertrauendes Kind vor ihr ausgebreitet.

Ihre sanfte, ruhige Seele nahm mit wollüstigem Schauer diese Bilder eines wilden, stürmischen, titanenhaften Ringens in sich auf.

Plötzlich, wie in Schrecken, brach Regina auf. Er war zuletzt heiter, fast fröhlich geworden. Er schien so glücklich, daß er sie ein Stück Weges begleiten durfte. Doch gehorchte er schon jetzt nicht musterhaft, vielleicht, um sich schelten zu lassen. Er hielt sie ab, schnell zu gehen, er machte kindische, kleine Schritte. Endlich kamen sie doch an. Nun hatte er noch eine Bitte: er bat, ihr

noch einmal fest ins Auge sehen zu dürfen. Der aufgehende Mond schien ihm voll ins Gesicht, das jetzt einen ganz naiven, kindlichen Ausdruck hatte. Lächelnd blickte er ihr voll und fest ins Auge, es war ein langer, seliger, wunderbar leuchtender Blick. Sie fühlte einen sonderbaren Schauer bis in das Innerste. Sie stand noch immer an derselben Stelle, als er auf ihr Geheiß längst gegangen. Dieser Blick der Seligkeit kam über sie wie eine Offenbarung: so sieht ein glücklicher, ein seliger Mensch aus! Von der hohen Stirn dieses Mannes leuchtet eine unbekannte Gottheit, dieser Blick brennt in ihrer Seele, sie weiß es, noch im Grabe wird sie ihn fühlen. Es faßt sie etwas wie Angst, soll sie diesen Mann noch wiedersehen? —

Es folgte ein heißer Sommertag nach dem anderen. Tristan sollte fern bleiben bis zu dem Abend, den sie ihm bestimmt hatte. Er schien zu gehorchen. Sie sah den Abend mit stillem Bangen kommen; denn zum ersten Male in ihrem lichten, friedlichen Dasein war sie unklar darüber, ob sie recht gehandelt. Eine geheime Unruhe zehrte an ihr. Bisweilen faßte sie Entsetzen bei dem Gedanken, daß der Fremde nächtlicherweile zu ihr kommen durfte, um ihr von seiner Liebe zu sprechen. Und doch, hatte sie anders können,

war sie nicht einer Macht gefolgt, die stärker war als sie selbst? Und wie würde das enden!

Und der bestimmte Abend kam. Sie zagte, und doch, sie mußte ihr gegebenes Wort halten. Sie zögerte noch immer, und es dunkelte schon, als sie unsicheren Schrittes zur Waldquelle schritt, diesem einsamen, geheiligten Asyl ihrer Träume; es gehörte nicht mehr ihr, ein fremdes Leben hatte sich mit unwiderstehlicher Gewalt hineingedrängt in ihr Asyl, in ihre Seele, in ihr Leben.

Immer zögernder wurde ihr Schritt, schon sah sie etwas Dunkles sich unter den Bäumen regen. Tristan eilte ihr entgegen, warf sich ihr zu Füßen und küßte mit wildem Ungestüm ihre Hände, ihre Füße, ihr Kleid. Sie ermahnte ihn sanft zur Mäßigung, es fruchtete nichts; sie wollte zürnen und konnte es nicht, denn sein bleiches, verstörtes Aussehen erschreckte sie.

Sie saßen jetzt neben einander auf der kleinen, engen Bank. Seine Blicke flammten in den ihren, sein heißer Atem streifte ihre Wange, seine durstigen Lippen bebten kaum eine Spanne von den ihren.

„So nahe diesen Lippen, und ich küsse sie nicht!“ murmelte er vor sich hin.

Sie wich nicht zurück, sie erwiderte ruhig und hoheitsvoll seinen Blick, es war ein minutenlanges,

stummes Ringen; endlich senkte er bezwungen das Haupt.

Sie sprach mit sanftem, aber ernstem Vorwurf: „Du hältst Dein Wort nicht, Tristan; Du versprachst mir unbedingten Gehorsam. Ich habe Dir nur die Teilnahme einer Schwester gelobt, Du darfst mich nicht so ansehen, nicht so sprechen, oder es ist ein Ende!“

„Du kennst die Liebe nicht, Regina. Wie soll ich nicht nach Dir verlangen, da ich Dich liebe mit jedem Tropfen meines Blutes? Wie soll ich es nicht aussprechen, da diese Liebe der Stolz meiner Seele ist? Ich soll entsagen, schweigen, dulden, leiden, immer und immer leiden! Warum, meine Herrin? Nein, ich will nicht lügen und meine Liebe verleugnen. Ich verlange nach Dir, Herrin, ich will Dich, ich verschmachte nach Dir, Regina!“

„Es ist Deiner unwert, Tristan, mich so zu täuschen. Ich erlaubte Dir zu kommen, weil Du mir Bescheidenheit und Gehorsam gelobtest.“

„Zürne mir, Herrin, strafe mich, zertritt mich, aber ich kann nicht anders,“ rief Tristan, sich wieder zu ihren Füßen werfend, „ich will, ich will Deine Gegenliebe, oder es sei ein Ende! Es ist umsonst, Herrin, ich habe gedarbt, seit ich denken kann, und ich soll wieder darben, endlos

entbehren, mich in fruchtloser Sehnsucht verzehren, immer verzehren nach dem unerreichbaren Glück! Nein, ich unterwerfe mich nicht! Mich schreckt der Tod nicht, meine Königin, in mancher Nacht hilflosen Jammers habe ich ihm ins Auge gesehen wie einem Tröster, einem Freund; und seine schaurige Umarmung ist mir ebenso nahe, als die wollüstige des Glückes. Lieber ein freier Tod, als ein Leben knechtischer Entsagung."

„Du sollst leben, Tristan, und werden, was Du werden solltest. So darf man nicht sterben, wie Du sterben willst."

„Dann liebe mich, Herrin, liebe mich!"

„Ich kann so nicht lieben, wie Du es meinst."

„Du kannst nicht so lieben," wiederholte er in geistesabwesendem Tone, „nicht so lieben, wie andere Frauen lieben. Ich wußte es ja. Ich habe Dich angebetet, weil Du so sternenferne, so unerreichbar schienst. Und Du bist es auch, Regina. Dein Wesen steht über aller menschlichen Schwäche und Leidenschaft. Ich wußte es, ich, der ich die Menschen verachte und verhöhne, ich glaubte an Dich von Anbeginn. Und wie alles vor mir zerschellte, in eitel nichts zerrann, Du standest vor mir als der letzte, der ewige Hort, als Leitstern, als Zuflucht meines Glaubens und Hoffens. Frage nicht warum, das Leben hat Wunder, wenn auch

nicht für jedermann. Niemand ist Deiner würdig, Du kannst nicht lieben, wie andere lieben, selbstisch, thöricht, wahnsinnig, mit Hinopferung des eigenen Ich, Du bist zu groß dazu. Ich wußte, als ich mich mit Wonne den Sturmeswogen dieser Leidenschaft überließ, ich wußte, als ich zum ersten Male bebend vor Dir kniete und um einen Blick von Dir bat, daß Du mich nicht lieben würdest, und dennoch, dennoch begehre ich Dich, lechze ich nach Dir, träume ich Dich zu besitzen. Du siehst, Königin, welch ein verlornes Geschöpf ich bin, und wie sich mir alles zum Verderben wendet. Lange, lange ging mein Sinnen und Trachten nur dahin, Dich von ferne zu sehen. Wenn ich, verborgen vor Dir, auf Deinem Wege im Staube lag und Dich von ferne erblicken durfte, da war ich glücklich, aber ich träumte immer etwas Höheres, ich träumte einmal, ein einziges Mal zu Dir sprechen zu dürfen, und dieser Traum war das letzte, das höchste Ziel meines Lebens. Eines Tages ward er Wirklichkeit, und nun, nun wollte ich Dich wiedersehen, wieder zu Dir sprechen dürfen. Jetzt bist Du gütig und lässest mich zu Dir, und nun, nun begehre ich nach Dir."

„Du darfst nicht, Tristan," sagte sie klar und ruhig.

„Ich darf nicht und ich muß doch!" rief er

mit ausbrechender Leidenschaft, ihre Hände, ihre Kleider mit Küssen bedeckend. „Täusche Dich nicht, meine Königin, ich will Dich, Dich, das Weib meiner Liebe, und wenn das eine Vermessenheit ist, nun, dann ist es Zeit für mich zu gehen. Denke nicht, daß die Eingebung des Momentes aus mir spricht. Ich kenne es zu gut, dieses alte Dilemma: ich durfte Dich erkennen, Dich lieben, Du aber wirst mich nie wieder lieben. Ich aber, ich will Dich, kraft meiner Liebe, ich verlange mein Glück, ich verlange was mein ist, ich will mein Erbe! Wirst Du mich lieben, Regina?"

„Nein," sagte sie fest.

„Es sei!" rief er, sich erhebend und schwer atmend. „O sei barmherzig und laß mich hier auf der Stelle sterben, wo Du mich verlassen willst, mit Deinem Namen auf den Lippen." Und dann schrie er auf: „Muß es sein, muß es wirklich sein? Muß ich sterben, Regina, geliebtes, heißgeliebtes Weib, Du wirst mich lieben, oder muß ich sterben?"

„Stirb!" sagte sie leise, aber fest.

Er stand bleich, die verzehrenden Blicke auf sie geheftet, vor ihr.

„So bist Du doch die Herrin meines Schicksals, ich danke Dir, auch wenn Deine erste Regierungshandlung ein Todesurteil ist. Es kommt ja von Dir."

Er stürzte nieder auf die Kniee und hob die Hände zu ihr auf. „Und wirst Du verzeihen, daß ich um Deine Liebe bat? Wirst Du verzeihen, daß ich meine Hände nach Dir erhob? Ja, Regina, ich hielt Dich im Traume an meinem Herzen und küßte Deine weißen Glieder und sog die Glut Deiner Lippen ein. Ich weiß, welche Seligkeit die Erde hat, und nicht für mich! Ich büße, Herrin über Tod und Leben, ich neige Deinem Schwerte mein Haupt, schöner Todesengel, sei gegrüßt!"

Er küßte den Saum ihres Kleides und stürzte wie ein Irrsinniger davon.

„Tristan!"

Er kehrte zurück und stand vor ihr, beide Hände nach ihr ausgestreckt, die dunklen Augen flammend auf sie gerichtet, die Lippen halb geöffnet, er sprach kein Wort mehr.

Sie fühlte eine höllische Glut durch ihre Adern stürmen, ihr schwindelte, einen Augenblick war ihr, als müsse sie jetzt in seine offenen Arme stürzen. Dann erfaßte sie eine eisige Kälte, sie trat einen Schritt zurück.

„Lebe wohl, Tristan!"

„Lebe wohl, für immer, Regina!"

Das junge Weib saß in undurchdringlich tiefer Nacht unter den Bäumen. Sie preßte

beide Hände auf das unruhige Herz. „Es mußte so sein, ich konnte nicht anders. Ich liebe nicht, werde niemals lieben, niemals, niemals!“

Die frühe Maiensonne warf ihre ersten Strahlen schräge nach der verborgenen Bank, sie weckten Regina, deren schönes Haupt auf dem bemoosten Tische geruht hatte, und die helle, erbarmungslose Sonne des Tages sprach: „Unselige, was hast Du gethan, Du hättest ihn durch ein Wort der Güte, der Sanftmut retten können, Du aber stießest ihn in den Tod. Der Tod sprach aus diesem Blick voll finsterer Entschlossenheit, und Du hast ihn dem Tode überantwortet. Eine große Seele war Dir anheim gegeben, Du ließest sie vergehen und verderben, Du verdienst nicht mehr den Namen eines Menschen.“

Regina trank etwas von dem morgenfrischen, eiskalten Wasser der Quelle und wusch damit ihre glühenden Schläfen, dann dachte sie nach. Ein Wort der Güte, der Liebe könnte ihn noch jetzt retten, vielleicht ist es noch nicht zu spät. Aber wie ihn finden, der namenlos und spurlos wie ein Schatten kam und ging? Wenn er so verschollen bleibt und der qualvolle Vorwurf soll sich an ihre Schritte heften, unsühnbar, unauslöschlich, unendlich, es darf nicht sein. Ihr Herz bäumt sich dagegen, es kann nicht sein. Sie

muß Tristan finden und versöhnen. Er wohnte als Knabe in der Nähe des Schlosses, in dem benachbarten Dorfe, hatte keinen Vater und wurde der arme Heinrich genannt. Ältere Leute im Dorfe werden sich des Knaben entsinnen, und dann wird sie ihn finden, auch nannte er ihr das Blatt, für welches er unter dem Namen Tristan schrieb. Aber wie mühsam, wie unabsehbar ist dieser Weg und welche Gefahr im Verzug einer Minute!

Regina eilte nach dem Schloß zurück. Es war nicht die erste Sommernacht, die sie in der Einsamkeit des Parkes durchwachte; man war also über ihr Ausbleiben nicht bestürzt gewesen. Mathildens bescheiden geäußerte Bedenken hörte sie nur wie im Traume; wie im Traume nahm sie den Brief entgegen, welchen diese ihr reichte. Ein Bauernknabe hatte ihn soeben gebracht.

Sie hielt den Brief in der Hand, Angst, Freude, Schrecken, frohe Spannung stürmten durch ihre Seele. Es war Tristans feine, anmutig flüchtige Handschrift. Sie las: „Regina, ich komme in das große Schachtgrab der Armen, der Unbedeutenden, der Namenlosen; aber ehe das dunkle, das uferlose Meer spurlos meine unaussprechliche Liebe zu Dir verschlingt, möchte ich, daß Du meinen Namen nennen lernst. Ein Licht-

strahl fällt noch auf den Unbekannten, Du nennst ihn beim Namen, und dieser Name steht im Buche des Lebens. Ich habe nicht umsonst gelebt, ich durfte Dich lieben. Deine Lichtgestalt steht am Eingang der unbekannten Ewigkeit, und der Tod ist mir ein sanftes Vergehen in Dir. Ich weiß, Regina, daß Du jetzt in Güte und Liebe nach mir blickst, ich frage nicht, ich bitte nicht, ich weiß es. Schuld und Wahn zerfließen wie wesenlose Schatten, meine Seele ruht in Dir! Nun für immer Dein Tristan."

Eine kleine lithographierte Karte entglitt ihren zitternden Händen, sie trug den Namen: „Heinrich Schwarz," darunter den einer Straße, welchen sie nie gehört hatte, und die Hausnummer.

Er sprach zu ihr — und er war jetzt erreichbar für ihre Stimme. Aber seine Worte bildeten die furchtbarste Anklage ihrer Lieblosigkeit, und der Umstand, daß er sich nannte, bewies, daß er seine Handlungen unter ihre Kontrolle stellen, daß er seinen Vorsatz ausführen wollte.

Diese Gedanken jagten durch ihr Hirn, aber jede Minute konnte unaufhaltsames, unsühnbares Verderben bringen. Sie warf einige Zeilen auf das Papier:

„Ich wünsche Dich noch einmal zu sprechen,

Tristan. Es ist die erste Bitte, die ich an Dich richte. Wenn Du mich liebst, so höre mich. Sei heute bei Einbruch der Dämmerung an der Stelle, wo wir uns begegneten. Ich habe noch ungesprochene Worte für Dich auf der Seele — komm und nimm die Last von mir. Komm — komm — komm! Regina."

Sie adressierte den Brief mit peinlicher Sorgfalt. Dann berief sie den verläßlichsten ihrer Diener, befahl ihm, ihr eigenes Pferd, einen vorzüglichen Renner, zu nehmen und ohne Schonung desselben, ohne eine Minute des Verzuges ihren Auftrag auszuführen.

Nach wenigen Minuten verließ der Diener im gestreckten Galopp das Schloß. Sie lauschte, bis der letzte Ton der flüchtigen Hufen verhallt war, dann überließ sie sich wehrlos der Folter des Wartens.

Stunde um Stunde verging. Mittag war vorüber, als der Diener im behaglichsten Schritt zurückkehrte; es war doch natürlich, daß er jetzt auf dem Rückweg das edle Thier schonte. Endlich hatte sie das gleichmütige Gesicht mit dem englischen Cotelettebart vor sich. Und wie sie an seinen Lippen hing!

„Der Herr war zu Hause, aber es hieß, er schliefe, gnädiges Fräulein. Er ist gestern gegen

Abend fortgegangen und war eben wiedergekommen. Die alte Hexe — gnädiges Fräulein verzeihen, sie sieht aus wie eine alte Hexe — sagte, das käme öfter vor und hätte nichts zu bedeuten. Ich habe ihr den Brief gegeben, denn die Alte meinte, Herr Schwarz müsse bald aufstehen, weil morgen das Blatt erscheint."

„Es ist gut. — — Warten, warten bis zum Abend! Er wird, er muß eine Botschaft von mir erwarten," sagte sie sich, „er konnte so nicht sterben. Er wird kommen, und wenn er doch nicht käme — nicht mehr kommen wollte — gewiß, er kommt!"

Und sie wartete. Zögernd schlichen die Stunden hin. Die Schatten rückten allmählich von der Terrasse in den Garten fort über die blühenden Rabatten hinaus, dann über das Bassin und bis zu den Wipfeln des Parkes. Langsam stieg der Schatten an den Baumstämmen hinauf und immer höher, und endlich begann es dunkel zu werden, die Sterne zogen am Himmel herauf.

In einem Aufruhr der Seele, den zu bekämpfen sie kaum mehr den Willen hatte, erhob sie sich, um zu gehen — hinaus zur Waldquelle — zu ihm zu gehen. Jetzt erst bemerkte sie, daß sie noch ihr Reitkleid nach sich schleppte, von dem Spazierritt des Nachmittags her. Sie wollte

rasch das Kleid wechseln, dann fiel ihr ein, daß es das blaue Sammthabit war, welches sie trug, als sie Tristan zum ersten Male gesehen hatte. Sie behielt es also an, legte die lange Reitschleppe über den Arm und trat in die Dämmerung des Gartens hinaus. Sie zuckte zusammen, als plötzlich eine dunkle Männergestalt auf sie zutrat, es war Herr von Mallowitz. Sie blickten sich beide einen Moment in einer Verwirrung an, welche ihnen sonst fremd war. Regina versagte die kurze, stolze Abweisung, die sie immer für einen derartigen Überfall bereit gehabt hatte, und ihm die stets fertige Rede. Als er ihre Verwirrung, ihr Erröten, dieses nie gesehene Erröten gewahr wurde, flammte noch einmal in ihm die wahnwitzige Hoffnung auf.

„Gnädiges Fräulein," sagte er in einem warmen, bescheidenen Tone, der ihm sehr wohl ließ, „ich bin telegraphisch in einer dringenden Angelegenheit nach Ungarn auf mein Gut berufen worden. Ich vermochte es nicht, so ohne Abschied, ohne Worte von hier, von dieser Stelle, von Ihnen zu scheiden. Werden Sie meine Kühnheit verzeihen, daß ich hier auf Sie wartete?"

Sie hatte seine Worte gar nicht verstanden, nicht aufgefaßt, und lächelte ihn zerstreut, fast verlegen an. Ihn faßte ein toller Schwindel.

„Nein, ich konnte nicht gehen, so nicht gehen!“ rief er. „Die schönste, die höchste Hoffnung meines Lebens knüpft sich an diese Stelle, Regina.“

„Wirklich?“ sagte sie jetzt freundlich, ohne die Vertraulichkeit seiner Anrede zu beachten, „ich habe mich also nicht getäuscht.“ Sie hatte nie so herzlich, so teilnehmend zu ihm gesprochen, so freudig beinahe.

Er war ganz aus der Fassung gekommen, das Wort versagte ihm, er stammelte: „Sie sind weise, ebenso schön, als hochsinnig und von wem anders könnte ich auch das Glück meines Lebens empfangen als aus Ihrer Hand.“

Sie reichte ihm beide Hände und drückte die seinen. Er war wie betäubt.

„Es ist hochherzig und edel von Ihnen,“ sagte sie, „ein so armes, aber gutes Mädchen zum Weibe zu wählen; ich weiß es wohl, daß es wenig Männer in Ihrer Stellung gibt, die es thun würden. Ich achte und schätze Sie darum. Mathilde ist ein herzensgutes, unverdorbenes Wesen, und was ihr an Bildung fehlt, werden Sie leicht ergänzen. Sie werden glücklich sein und ich werde stets Ihre herzlich ergebene Freundin und Mathilde eine gute, sorgsame Schwester bleiben.“

Und sie stürzte davon, ohne sich weiter um-

zublicken. Ein bitteres Lachen folgte ihr, während sie in einer dichtbelaubten Allee verschwand.

Sie hörte es nicht, ihre Seele war ein Jubelruf: „Zu ihm! Zu ihm!" Tristan wartet ihrer, und sie darf, sie muß gütig sein gegen ihn.

Schon hört sie das Plätschern der Quelle, sie fliegt über die Lichtung. Die Bank ist leer, alles leer und stumm.

„Tristan, Tristan!"

Tiefes Schweigen rings, es ist das Schweigen des Todes, das ewige, das erbarmungslose Schweigen. Er hört sie nicht mehr, er wird ihr nie mehr antworten, sie wird seine Stimme nie wieder hören.

„Es ist das Schweigen des Todes, ich bin allein."

Die Welt, das Leben ohne ihn, es versinkt alles ins Wesenlose. Namenlose Verzweiflung faßt mit einem Male ihr Herz. Sie wirft sich mit heißen Thränen an der Stelle nieder, wo er kniete. Jetzt weiß sie, daß sie ihn liebt, wahnsinnig, weltvergessen, todverachtend, grenzenlos!

„Sieh, wie ich im Staube zu Dir bete, habe Erbarmen, lebe, liebe mich!"

Es ist die Qual und Wonne der Liebe, die über sie hereinbricht. Sie schnellt vom Boden auf, er muß es noch hören, wie sie liebt,

wie sie bereut. Und wäre er im Verscheiden, sie würde ihn in diese Welt zurückrufen, und wäre er im Grabe, sie würde ihn mit ihren Fingern herausgraben, sie würde ihm Leben einhauchen, um ihm sagen zu können: „Ich bereue, ich liebe Dich!“

V.

Regina raste auf ihrem Pferde in die Nacht hinein; als fühlte das gehetzte Tier die Dämonen, welche seine Herrin peitschten, so flog es angstschnaubend dahin. „Es gilt den Tod einzuholen auf dieser wahnsinnigen Jagd, schneller, schneller, mein Roß!“

Die nächtich stillen Gefilde, die dunkeln Bäume an der Straße, sie stürzen lautlos an ihr vorüber. Einge Landleute bleiben erschrocken stehen: die dunkle Frauengestalt mit fliegendem Haar und fliegndem Gewande auf dem dunklen Rosse vorüberjagend, war es ein Gespenst, war es ein menschliges Wesen?

Der Lichtschein am Horizont, welcher die Stadt ankündigt, wird heller, größer. Einige Häuser tauchen am Wege auf. Sie hört einen zornigen Ausruf aus rauher Männerkehle, welcher ihr bedeutet, daß ihr wilder Ritt friedliche Menschen gefährdet. Aber kann sie sich Einhalt thun?

Sie kommt in die Stadt hinein. Es sind noch Menschen auf den Straßen, alle bleiben stehen und blicken ihr nach. Manche lachen, manche schreien erschreckt auf. Jetzt fällt ihr erst ein, nach der Straßenaufschrift zu sehen, sie sieht, daß sie nicht da ist, wo sie erwartet hat anzukommen. Sie hat sich in der Richtung geirrt. Sie ist ratlos, dann fällt ihr ein, daß sie fragen, den Weg erfragen muß. Aber ihre Erscheinung erregt so ungeheures Aufsehen, sie selbst ist so verwirrt und außer Atem, daß sie sich gar nicht zu verständigen vermag. Nachdem es ihr gelungen, jemanden zum Stehen und Antworten zu bringen, erhält sie doch keine rechte Auskunft, man kennt die Straße nicht, nach der sie fragt. Und sie brennt, sie fiebert, an das Ziel zu kommen! Da tritt ein Wachmann auf sie zu und faßt die Zügel des Pferdes.

„Wohin will die Gnädige?“ fragt er wohlwollend, aber er mustert sie doch scharf, sie er-

scheint ihm mit ihrem verstörten Blick vielleicht wie eine Irrsinnige.

Sie bittet flehend, ihr den Weg nach der Straße zu zeigen, welche sie sucht.

„Das ist weit und in der Nacht nicht gleich zu finden," erwidert der Wachmann, „nehmen Sie doch einen Wagen, gnädige Frau, stellen Sie Ihr Pferd dort drüben im Hotel ein. Ein Wagen wird Sie am sichersten hinführen, es stehen einige gleich dort an der Ecke. Holla, Fiaker!"

Sie dankte dem freundlichen Wachmanne, ohne zu bemerken, wie unausgesetzt er sie beobachtet. Ein Mann, welcher beim Schein der Straßenlaterne einen Wagen wusch, führte ihr Pferd in das Gasthaus, und sie hörte seine klappernden Tritte in der Einfahrt verhallen. Bevor sie noch nicht wußte, wie das gekommen, stand schon ein Koupee bereit, sie aufzunehmen. Sie stieg hinein, und der Wagen rollte, von der Hauptstraße abbiegend, durch dunkle, leere Straßen, immer weiter und weiter, es überkam sie eine närrische Angst, würde er sie wirklich dahin bringen, wohin sie wollte? Sie dachte jetzt nur das Eine: ankommen, das Haus finden, das sie suchte. Der Wagen fuhr wieder zur Linie hinaus, dann durch den großen Viadukt der Südbahn und vertiefte sich in das regelmäßige Gassennetz der Vorstadt Fa-

voriten. Die Einförmigkeit dieser ungepflasterten, geraden, breiten Gassen mit ihren kahlen, korrekt gebauten Zinshäusern, welche lediglich durch langgestreckte Fronten von Fabriken mit schwärzlichen Schloten unterbrochen wurden, steigerte die Ungeduld Reginas aufs höchste. Sie wollte eben angsterfüllt aus dem Wagen springen, als derselbe anhielt; mit einem Sprung war sie draußen und stand vor einem mehrstöckigen kahlen Hause. War es wirklich das rechte? Beim Scheine der Gassenlaterne entzifferte sie das Täfelchen über dem Hausthor, es war das rechte. Sie reichte mit zitternder Hand dem Kutscher den Fahrlohn, den dieser verlangte, und der Wagen rollte davon.

Sie trat in das Haus und lehnte sich, tief Atem holend, an die schmutzig feuchte Mauer. Ist dies alles ein böser Spuk? Ihr ist, als fände sie sich nach einem furchtbaren Sturze wieder, ihre Glieder wie gebrochen, ihr Kopf betäubt, aber das Herz zuckt. Sie denkt mit voller Klarheit, aber immer nur das Eine: „Werde ich ihn finden?“

Sie klimmt die schmutzige, halb dunkle Treppe empor, sie weiß es genau, es ist im dritten Stock. Stufe um Stufe schleppt sie sich hinauf, der furchtbaren Entscheidung entgegen, immer näher

und näher. Jetzt noch diese drei Stufen und dann wird sie alles, alles wissen. Sie befindet sich in einem schwach erhellten Korridor mit engen, niederen Thüren, wie sie zu den Wohnungen der Armen führen; an einer von ihnen ist eine kleine lithographierte Karte befestigt: Heinrich Schwarz. Es ist eine braune, schmale Thür, die Gasflamme flackert, es ist ganz still, ohne Laut legt Regina das todesmatte Haupt an das Holz.

„Still, ganz still, grabesstill."

Da plötzlich ruft eine Stimme von innen: „Regina!"

Thränen unaussprechlicher Wonne brechen aus ihren Augen, mit zitternden, ungelenken Händen sucht sie die Thüre zu öffnen, aber dieselbe ist verschlossen. Sie pocht, niemand öffnet. Es ist wieder grabesstill.

Auf ihr stärkeres und ungeduldigeres Pochen eilen Leute herbei, eine häßliche, alte Frau, ein Mann mit berußtem Gesicht in schmutzigen Hemdärmeln, einige bleiche, verkommene Kinder und noch ein schmutziges Weib. Sie starren die schöne Fremde in ihrem Reitkleid von blauem Sammet an wie ein Gespenst. Die Kinder drängen sich heran und hängen mit großen Augen an dem Reithut mit blauem Schleier, den sie in der Hand

hält, an den langen Stulphandschuhen, an der zierlichen Gerte mit vergoldetem Knopf.

„Ist Herr Schwarz anwesend?“ fragte Regina mit schwacher Stimme.

Die alte Frau drängte sich vor, nachdem sie mit den andern einen Blick des Einverständnisses gewechselt hatte.

„Er ist sehr krank, gnädige Frau, wir haben ihn eingesperrt.“

„Das ist ja unmenschlich,“ rief Regina heftig, „öffnen Sie sogleich.“

„Wir haben keine Zeit, bei ihm zu wachen, gnädige Frau, wir haben unsere Arbeit. Es geschieht nicht aus bösem Willen. Wollen die gnädige Frau hinein?“

Die Alte hatte die Thür geöffnet. Regina zögerte einen Augenblick, dann trat sie festen Schrittes über die Schwelle, die alte Frau folgte.

Es war ein schmales, dürftig möblirtes Zimmerchen, dessen einziges, völlig kahles und schmuckloses Fenster weit offen stand. Zu Häupten des Bettes, welches die eine Längewand einnahm, stand eine kleine Lampe, auf dem Bette lag eine regungslos ausgestreckte Gestalt, das Gesicht zur Wand gekehrt. Sie erkannte nur das wirrgelockte, dunkle Haar.

Ihrer geängsteten Seele erschien der Raum wie eine Totenkammer. Sie stand da, ohne Atem fast, ohne Regung, den Blick auf das Lager gerichtet. Jetzt drang von dorther ein langer, zitternder Seufzer, er kam aus einer Brust, auf der noch die Last des Lebens lag.

„Daß die Gnädige sich selbst herbemühten, ist wirklich schön," schwätzte indessen die Alte. „Ja, er ist ein guter Mann und sehr gelehrt, aber ein bischen leicht. Ich habe wohl einmal in einem Buche gelesen, daß vornehme Damen sich manchmal eines so jungen Menschen annehmen, aber von dem Herrn Lehrer haben wir das nicht vermutet."

Regina hörte nicht. „Und mein Brief?" sagte sie jetzt.

„Ach, der Brief, den der Herr heute gebracht hat, ja, den habe ich hereingegeben, vormittags noch. Der Herr Schwarz lag am Bett und rührte sich nicht. Ich dachte er schliefe, und ging wieder. Später habe ich ihn noch mit sich selber reden gehört, er thut das manchmal, dann blieb es still. Am Abend dachte ich mir, jetzt mußt du einmal zu ihm hereinschauen. Da liegt er auf der Erde und ist gar nicht bei sich. Wir hoben ihn auf, mein Schwiegersohn und ich, zogen ihn aus und legten ihn ins Bett. Er scheint

noch immer nichts von sich zu wissen. Herr Schwarz, Herr Schwarz, wie geht es Ihnen?"

Regina schob die Alte unwillig zurück. „Seit wann ist er krank?" fragte sie leise, „es konnte nicht so plötzlich kommen."

„Schon lange, gnädige Frau. Er brannte die ganzen Nächte Licht. Vor einigen Tagen kam er durchnäßt, vor Kälte zitternd heim, spät am Abend war's. Seither verging er ganz, er aß nicht, er schlief nicht. Gestern war er über Nacht fort, heute Vormittag kam er wieder, ganz bleich und verstört, heim. Jetzt liegt er da, schier wie ein Sterbender."

„Habt Ihr den Arzt geholt?"

„Nein, wir haben kein Geld, und er hat auch keins; er gibt den armen Kindern viel. Morgen wollen wir ihn ins Spital schicken."

„Welche armen Kinder sind das?"

„Die Kinder aus der Volksschule, hier sind es lauter arme."

„Liebe Frau, schicken Sie gleich nach einem Arzte. Dann geben Sie mir frisches Wasser herein und gehen Sie schlafen. Ich bleibe hier."

Die Alte blickte ungläubig nach der fremden jungen Dame, als hätte sie nicht verstanden. Der gebieterische Blick derselben vermochte sie, kopfschüttelnd das Zimmer zu verlassen. Nach einer

Weile brachte sie das Wasser und die Botschaft, der Doktor würde morgen in aller Frühe kommen, er wäre jetzt nicht zu Hause. Dann entfernte sie sich auf Reginas strengen Befehl.

Regina ist allein.

Sie stürzt an das Lager des Kranken, sie ergreift die Lampe und mit bebendem Herzen, mit scheuer, gieriger Zärtlichkeit betrachtet sie, wie einst Psyche, das Antlitz des Geliebten. Er regt sich nicht, seine Augen sind geschlossen, tief eingesunken, nur die halbgeöffneten Lippen beben. Er ist nicht so schön, als er ihr in nächtlicher Dämmerung erschien, aber der Ausdruck tiefen Leides in den feinen, eigenartigen Zügen erpreßt ihr glühende Thränen. Jetzt schlägt er die Augen zu ihr auf, aber der Blick dieser schönen Augen ist fremd und irr.

Die fieberglühende Hand liegt unbewegt in der ihren. „Tristan, ich bin bei Dir!" flüstert sie.

Ein tiefer, schmerzlicher Seufzer, er verfärbt sich, das Haupt sinkt müde zur Seite.

Sie schreit auf in hilfloser Angst, sie umfaßt ihn mit beiden Armen, als wollte sie ihn gegen den Tod verteidigen. Sie bettet das matte Haupt an ihre Brust, jetzt hält sie ihn fest für Zeit und Ewigkeit, nie wieder wird sie von ihm lassen, nie, nie und nimmer.

Die Nacht nimmt ihren Verlauf. Regina wartete und wartete, bis Tristan erwachen und sie erkennen würde. Dann komme, was kommen mag. Sie küßt demütig seine brennenden Hände. Diese Hände sind fein gegliedert, aber fest und hart vom Kampf des Lebens. Sie überschüttet den fieberhaft Schlummernden mit flammenden Liebesworten, und dann erschrickt sie, wenn er sich regt. Hat er sie gehört? Doch die Stunden der Nacht vergehen, und er erwacht nicht aus der schweren Betäubung der Krankheit.

Sie sitzt immer am Rande des Bettes und lauscht und wartet, sie zählt den Schlag seines Herzens, seines Pulses; sie belauscht jeden seiner Atemzüge, ihr ist, als müßte sie jede Regung seines Lebens in sich einsaugen, und er erwacht nicht.

Die Nacht scheint nicht enden zu wollen, und Regina denkt nicht daran, daß ein Morgen kommen muß. Eine furchtbare Vorstellung bemächtigt sich ihrer gequälten Seele. Die Welt ist tot, die Zeit hat aufgehört. Sie aber muß das Lager des Geliebten bewachen, sein Blick ist irr, sein Sinn umnachtet, er hört sie nicht, er kennt sie nicht, er ist eine lebende Leiche, und sie, sie ist schuld daran. So muß sie büßen in alle Ewigkeit.

Die bleiche Mondessichel tauchte über den schwärzlichen Dächern auf, kühler wehte die Nachtluft durch das offene Fenster. Ein Strahl des Mondes glitt herein und schimmerte auf einem metallenen Gegenstand dort in der Ecke; sie sah, daß es der Lauf einer Pistole war; von Grauen geschüttelt, wandte sie den Blick ab.

„Regina," flüsterte der Kranke, aber sein Blick war immer irr und fremd. „Ich verschmachte!"

Sie reichte ihm mit bebenden Händen das Wasserglas. Er trank in gierigen Zügen, dann schloß er wieder die Augen.

„Regina," sagte er wie im Traume, „küsse mich, küsse mich."

Ihre bebenden Lippen berührten seine Stirn.

Er lächelte, er schien sie zu sehen, obgleich seine Augen geschlossen waren. „Du wirst mich nicht verlassen?"

„Nie, nie wieder," schluchzte sie.

Der Morgen graute, und es begann sich im Hause zu regen. Sie erschrak darüber. Es kommen jetzt Leute und drängen sich zwischen sie und ihn, und er weiß noch immer nicht, daß sie bei ihm ist. Er schien jetzt zu schlafen, er sprach nicht mehr und öffnete die Augen nicht.

Man pochte an die Thür. Regina entschloß sich nach einigem Zögern zu öffnen. Es war der Arzt, ein großer, junger Mann mit Augengläsern, der eine sehr gemessene Haltung hatte.

„Bin ich hier recht?“ fragte er befremdet, als sein Blick über die vornehme, jugendliche Frauengestalt hinglitt.

Sie winkte ihm, näher zu treten. Er stolperte erst über ihre lange sammtene Reitschleppe und kam aus seiner würdevollen Haltung. „Bin ich denn hier recht?“ stammelte er nochmals.

„Gewiß, Herr Doktor. Ihre Hilfe ist dringend nötig.“

„Die Frau Gemahlin?“ fragte er. Sie erwiderte nichts. Er untersuchte den Kranken und stellte einige Fragen, die sie nur unvollkommen zu beantworten vermochte.

„Es ist ein vorgeschrittener Typhus. Der Kranke ist lebhaft irritirt, es müssen heftige physische und seelische Störungen vorangegangen sein.“

„Ist Gefahr vorhanden?“ hauchte Regina.

„Gewiß, meine Gnädige, obgleich derlei blutarme Konstitutionen gerade dieser Krankheit besser zu widerstehen vermögen. Warum haben Sie so spät, fast unverzeihlich spät, ärztliche Hilfe gerufen?“

Regina schwieg wieder.

„Wer pflegt den Kranken?“ fragte der Arzt weiter.

„Ich,“ sagte Regina.

Er blickte lächelnd nach ihren kleinen lilienweißen Händen. „Ich rate Ihnen zu einer erfahrenen Wärterin. Soll ich Ihnen eine senden?“

„Ich bitte sehr darum,“ erwiderte sie.

„Schön, schön, nun bitte ich um Papier und Schreibzeug.“

Während sie das Gewünschte suchte, sah sie ihren Brief uneröffnet auf dem kleinen Tisch am Fenster liegen; er war zu spät gekommen.

„O ihr gütigen Götter,“ flehte sie innerlich, „laßt es diesmal nicht zu spät sein!“ —

Einige Wochen waren vergangen. An jedem Abend, wenn die Sonne sich neigte, war Regina auf verborgenen Pfaden zu dem Geliebten geeilt. Sie wußte jetzt die Stadt zu umgehen und von außen her nach der Straße zu gelangen, in der ihr ganzes Schicksal sich entschied. Ohne Empfindung für das Seltsame ihrer Situation, für die Schrecken der physischen Krankheit, aufgehend in liebender Sorge und zärtlicher Angst, saß sie am Bette des Geliebten, schmerzlich harrend auf die Stunde, da er aus der Betäubung des Fiebers erwachen würde.

Noch immer hielt die schwere Krankheit seine

Seele umfangen. Er erkannte Regina, er sprach zu ihr, aber er vermochte ihr Bild aus seinen Fieberträumen nicht zu scheiden. Weltvergessen hütete sie ihren Schatz, wachte über seinem am Rande des Abgrundes schwebenden Leben. Der Tag hatte für sie nur die eine Stunde, da sie bei ihm sein konnte, der Rest desselben war nur ein banges Warten, ein ruheloses Sehnen. Die Welt draußen hatte für sie aufgehört, zu existieren. Die Nachricht, daß Herr von Mallowitz sich mit ihrem Gesellschaftsfräulein verlobt hatte, fand geringe Teilnahme bei ihr.

Obgleich Fräulein Mathilde die Tochter eines adeligen Offiziers war, blieb das Ereignis dennoch merkwürdig; zum Glück unterließ es das heftig verliebte Mädchen, welches eine alte Mutter und unversorgte Geschwister hatte, das anscheinend glänzende Los, welches ihr zugefallen war, näher zu untersuchen.

Reginas Pferd kannte nun schon den Weg und trug seine träumerische Herrin dem gewohnten Ziele zu, ohne ihr Sinnen zu stören. Ebenso gelassen ergab es sich in das Geschick, der Gebieterin in einem ignoblen Vorstadtgasthaus zu harren.

So hatte es auch heute seine Pflicht gethan. Regina saß am Bette des Geliebten und hielt

seine Hand. Die Wärterin pflegte um diese Stunde die nötigen Besorgungen vorzunehmen.

Das Krankenzimmer glich jetzt einem Hain von üppigen Blattpflanzen und blühenden Rosenstöcken. Das Licht drang nur gedämpft durch eine Wand von Epheu herein, welche das Fenster verschloß. Die kahle Dürftigkeit des Zimmers war ihr ein schmerzlicher Vorwurf, was hatte er entbehrt, was gelitten! Niemals konnte er so glühend nach Freude, Schönheit und Genuß geschmachtet haben, als sie darnach lechzte, mit ihm zu teilen, was sie besaß, ihn mit allen Gütern zu überschütten.

Tristan schlief heute so ruhig, und sie hatte mit unsäglicher Freude bemerkt, daß der Ausdruck tiefen Leidens aus seinen Mienen verschwunden war. Sie hielt seine Hand fest und fester und blickte nach dem Abendstrahl, der auf der Wand lag. Sie hatte schon so oft beobachtet, wie der Strahl höher und höher hinaufglitt und oben am Rande des Fensters verschwand. Zwischen den Epheuranken gaukelte ein weißer Falter. Jetzt kam er in den Abendstrahl hinein und schien ganz rosenfarben zu werden.

Ein leises Zucken der geliebten Hand veranlaßte sie, nach Tristan zu blicken. Sie sah seine Augen groß und voll auf sie gerichtet, das war

nicht der irre Ausdruck der Krankheit mehr, es war der unergründlich tiefe Blick von früher. Und wie blau diese Augen heute sind, über deren Farbe sie sonst grübelte! Sie fühlt sich wie mit Glut übergossen, ein banges, seltsames Beben durchläuft ihren Leib, ihr ist, als müßte sie jetzt vergehen. Sie erwidert voll und groß seinen Blick, und sie versinken beide in ein stummes Anschauen.

„Bist Du es wirklich, Regina? Ich sehe Dich immer über mich gebeugt! Träume ich denn oder bin ich wahnsinnig?"

„So fasse doch meine Hände fester, fester, Tristan!"

„Du bist es, Regina!" Er blickte in dem Gemache umher. „Wir sind beide gestorben, Regina, dies ist die ewige Seligkeit, an die wir als Kinder glaubten. Du bist bei mir, Du bist so gut!"

„Dieses Glück, Tristan, ist von dieser Welt. Du lebst, Du bist mir wiedergegeben."

Er betastete mit scheuem Finger die Rosen, die sie auf sein Kissen, auf seine Decke gelegt hatte, dann ihr Kleid, ihre Hände.

„Du bist es, Regina, o sag', daß Du mich nie verlassen wirst!"

„Nie, nie wieder, Tristan!"

„O bitte; sage es mir noch einmal, ich kann es noch nicht fassen.“

„Ich werde Dich nie verlassen, Tristan. Ich habe geirrt und gebüßt. Die Nacht des Wahns ist vorbei, der Tag, der rosige Tag bricht für uns an.“

„Sprich jetzt nicht mehr, Regina, laß es mich ausdenken, daß Du bei mir bist, daß Du mich nicht verlassen wirst.“

Er sank in die Kissen zurück, ihre beiden Hände festhaltend, und schloß die Augen. Sie sah seine Seele in dem bleichen, schrecklich verfallenen Antlitz, heilige Schauer gingen durch ihr Innerstes. Sie fühlte sich so unsäglich demütig und doch so wunderbar erhaben, sie wäre in die Kniee gesunken, hätte er sie nicht so fest gehalten. Selige Angst, bange Wonne überflutete ihr Herz. Womit hat sie es verdient, diese Stunde der himmlischen Offenbarung zu erleben? Ihr bisheriges Leben erschien ihr wie ein verworrener Traum, ein dumpfes, dunkles Ahnen mit einer unbestimmten Scheu vor einem hohen Geheimnis, welches jetzt in himmlischer Klarheit enthüllt vor ihr lag. Alle Rätsel sind von der beklommenen Brust genommen, sie atmet freier, sie trinkt das Ewige in sich, die Schleier über dem Bilde der Isis zerreißen und das trunkene

Auge, dem vollen Sonnenlichte offen, schaut ein geliebtes Antlitz, in dem die Welt ist, die Ewigkeit!

Tristan richtete sich halb empor und sprach, die klaren Augen auf sie gerichtet: „Regina, damals, als ich die bewaffnete Hand gegen meine Brust erhob, da glitt Deine Gestalt an mir vorüber und mit segnender Geberde strecktest Du die Arme nach mir aus. Von Deiner Hand ging eine wunderbare Gewalt aus, ich sank nieder und meinte zu sterben. Es war aber nicht der Tod, es war ein anderes Leben."

„Meine Seele war ein einziges Gebet, Du mögest leben!" hauchte sie.

„Damals, als ich Dich verließ, Regina," fuhr Tristan fort, „damals schien mir der Tod Wollust. Ich hätte ihn in tausendfacher Gestalt umarmen mögen. Ich hätte mich in lodernde Flammen stürzen mögen, um in ihrer mörderischen Glut zu vergehen. Ich wollte mein heißes Blut im Wirbel der Wellen kühlen, mein wildes Herz im tiefsten Grund der Muttererde begraben; ich begriff nicht, warum sie sich nicht aufthat, um mich in ihren Schoß aufzunehmen. Ich glaube, ich raste wie ein von Furien Gepeitschter durch die nächtlichen Fluren, allein, ungesehen, die tobende Hölle in meiner Brust. Dann warf ich mich in die weiche, taufrische Saat eines Feldes und riß die

Halme in Büscheln aus. Mit lauter Stimme beschwor ich die Elemente, diese Flamme in mir, die mein Hirn verbrannte, meine Brust zersprengen wollte, zu verlöschen, spurlos verwehen zu machen. Die Natur blieb taub für meine Bitte, wie Gott für mein Flehen taub geblieben war. Die Nacht um mich schwieg ihr ödes Schweigen, die Sterne sahen stumm hernieder und die Lüfte regten sich nicht. Ich mußte die Stunde, da Du mich verlassen, überleben. Allein mit meiner gemarterten Seele, allein mit der stummen, blöden Natur irrte ich weiter. Ich weinte, ich fluchte, ich betete. Dein Wort hallte in mir wieder mit dem Echo der Unendlichkeit: So stirb! Es ist die ewige Offenbarung, um die ich mich ein Leben lang blutig gerungen habe, Gott ist stumm, die Natur schweigt und das Leben ist öde und verworren. Man wartet und wartet, bis eine milde Stimme sich unserer erbarmt. Du warst diese Stimme von oben: Stirb! Mein ganzes Leben lag mit erschreckender Klarheit vor mir ausgebreitet, und doch gedachte ich nicht des Einzelnen, ich sah alles in jener Helle, welche des Staubgeborenen letzte Stunde überstrahlt, ich sah es mit jenem Blick, an dem Zeit und Raum keinen Teil mehr haben. Ich sah, wie ich um mein menschliches Erbe betrogen worden war, von An-

beginn, wie die unsichtbare Hand mich immer von der Tafel des Lebens drängte. Ich sah mein eigenes, schmerzverzerrtes Angesicht, in dem alle die Sünden geschrieben standen, nach denen ich glühend gedürstet und die ich nur aus armseliger Ohnmacht nicht verbrochen hatte. Wie jener Belsazar das Mene Tekel, so schaute ich an der Mauer meines Lebenskerkers das Nein, das ewige Nein, es stand mit Flammenschrift von Anbeginn über meinem Haupte. Ach, es stand schon über dem unschuldigen Haupte des Kindes, nur konnte das glückliche Kind nicht lesen. Nein und immer Nein für das ernste Wollen, für den flammenden Wunsch. Nun denn, so sei es Nein! Du mußt dem Geschick Dein Nein! entgegensetzen. Die Erlösung, sie kam von Dir, Regina. Ach, ich wußte jetzt, warum Du mich nicht wiederliebtest, auch Du mußtest mir Nein sagen. Aber aus Deinem Munde erschien es mir wie ein Geschick, das größer war als ich. Ich durfte Dich finden, Dich lieben, aber Du warst nicht von dieser Welt. Du warst die Hoheit, die Güte, die Schönheit, die Freiheit, Reiz und Größe, alles in allem. Du mußtest mich verstoßen, weil ich Deiner nicht wert war, und ich durfte jetzt sterben. Regina, Du wandelst, wie Christus auf den Wellen des Meeres, über die Welt, und

ihr Schlamm meidet den Saum Deines Gewandes. Aber ich habe mit den häßlichen Mächten dieser Welt gerungen, ich bin ein Kind dieser Welt. Und nun kam das Ende, ein schönes, lichtes Ende bei Dir! Und ich ging zu sterben, Regina! Ach, es ist ein trauriges Ding, dem Tode nachzujagen. Ich ging und suchte ihn. Seltsamerweise kam ich in die Stadt zurück. Die Menschen schliefen ihren stumpfen Schlaf, dem stumpfen Wachen entgegen. Mir ekelte vor ihren schlaftrunkenen Behausungen. Es that mir wohl, in einem hochragenden Gebäude die weiten Fenster lichtstrahlend zu sehen und lustige Musik herausdringen zu hören. Ich taumelte hinein. Ich wollte dem Leben noch einmal ins Angesicht sehen. In dem weiten lichterfüllten Raume ebbete und flutete die lärmende Lustigkeit. Trüber Dunst über dem frechen Tanz der Dirnen, wimmernde Musik in der schweren Atmosphäre, blöde Gesichter, heiseres Lachen, die ganze erbärmliche Mühsal der Lust! Der Reigen der Bacchantinnen umkreiste mich, sie grinsten mir zu wie Todtenschädel, ihre nackten Schultern widerten mich an, ich floh wieder in die Nacht hinaus Dein hehres Bild war mit mir, ich schrie zu Dir mit den Lauten eines Verlorenen. Namenloses Grauen vor diesem widerwärtig spukhaften Da-

sein schüttelte mich. Es fehlte mir nur die Fackel, um die Welt in Brand zu stecken, ich hätte das Schwert Attilas in der Faust haben mögen, und wehe dann der Menschheit!

„Ich weiß nicht, Regina, wo ich dann umherirrte, Flüche und Klagen zu den verbleichenden Sternen emporsendend. Es wurde Morgen. Ich fühlte mich aller menschlicher Bande los und ledig. Ich gedachte jetzt alles dessen, was einen Teil an mir hatte, aber nur wie des in Nichts Entschwundenen. Ich kam zu der Schule, wo ich unter den Kindern der Enterbten die friedlichsten Stunden meines Lebens verbracht hatte. Ich ging hinauf, es war noch früh, die Gänge und Zimmer leer, vom rötlichen Frühlicht angestrahlt. Ich wußte nicht, was ich wollte. Da begegnete ich dem Oberlehrer und sagte ihm, daß ich nicht mehr mithelfen werde, die Aermsten der Armen reifer zu machen für die Erkenntnis, wie elend sie seien. Er sah mich erschrocken an und erwiderte, ich sei ohne Zweifel stark betrunken; er nähme das nicht für ernst, ich solle erst nüchtern werden; von was ich denn leben wollte? Ich hatte ja nur mitgearbeitet, um zu leben, hatte er nicht recht? Ich stürzte hohnlachend hinaus. Ich ging noch in die lächerliche Zeitungsredaktion, wo ich meine Gedanken in Ketten und

Banden gegeben hatte. Ich sagte, daß ich nicht mehr mitspiele in der Komödie, die wir uns selber vorspielten. Man sagte mir, es wäre vorauszusehen gewesen, daß ich nicht länger mitthun würde, da man wenig oder nichts zahlen könne. Und ich Thor wollte die Lüge abschütteln, den Staub dieser Erde! Als ob meiner Wahrheit jemand geglaubt hätte! Mir graute vor der Luft, die ich atmen sollte. Ich suchte diese vier Wände, die stummen Zeugen meines einsamen Ringens auf.

„Ich war nun allein mit Dir, Regina, und ich hatte keinen Gedanken mehr als Dich. Ich lud meinen Revolver, das kalte Eisen des Laufes machte mich schaudern. Ich fühlte jetzt, wie ich zitterte, meine Hand war nicht fest genug, um zu treffen. Ich versuchte es, zu ruhen. Wilde Träume hausten in meinem Hirn. Ich lag im Grabe und Dein Hochzeitszug ging über mich hin. Dein leichter Fuß weckte das Echo der Tiefe. Unterirdische Donner erdröhnten, dann sah ich eine glatte, glänzende Schlange, die mir immer näher kam; noch hatte sie mein Herz nicht berührt, aber ich fühlte ihre grauenhafte Kälte. Und dann ging ich mit Dir durch den Urwald. Du winktest mit dem Finger und die großen, fremden Blumen wuchsen bis in den Himmel empor. Und durch die Wildnis wand sich die glatte, glänzende

Schlange. Ich sprang auf, um ihr zu entfliehen ich faßte nach meinem Revolver, um mich vor ihr zu retten, aber es war die eiskalte Schlange, die ich ergriff. Und dann glittest Du an mir vorüber, Regina, und hobst mit segnender Geberde die Hand. Da wurde es Nacht um mich."

Regina hatte sich erhoben, sie hielt in ihren gefalteten Händen diejenigen Tristans.

„Tristan, willst Du, kannst Du nun an das Heil glauben und an das Glück?"

„Ich glaube, Regina, ich glaube an Dich!"

Sie war gegangen, leise, wie ein Lichtstrahl geht.

„Wie dunkel es ist," sagte er. Eine unendlich süße Müdigkeit überkam ihn, die Augen fielen ihm zu.

VI.

Zwei Tage waren vergangen. Tristan hatte zum ersten Male das Krankenlager verlassen. Er zählte die Blütenknospen, die eben im Aufbrechen waren, und sah den Sonnenstrahlen zu, die sich

durch die Epheuranken stahlen und an den Wänden zitterten.

Kein Wort, kein Blick von Regina! Die zwei Tage waren ihm Ein Gedanke gewesen, ohne Zeitmaß, ohne Vergangenheit, ohne Zukunft, ein seliges Ruhen in Reginas Güte, ein süßes Bewußtsein ihrer schirmenden Nähe. Am Abend des zweiten Tages schlichen Zweifel und Bangen in seine Seele. Er begann nachzudenken.

Was sollte nun werden? Würde die Welt nicht ihr Recht geltend machen, auch an sie, die Hohe, die Schöne, die Gütige? Mit der Erinnerung an diese Welt draußen regten sich die alten Dämonen in seiner Brust. Sie hatte ihm versprochen, gütig zu sein, ihm nahe zu bleiben, ihm, dem Kranken, dem Armen, wer weiß, was sie damit meinte, eine Barmherzigkeit vielleicht, wie sie dieselbe an den Armen von Rosendorf übte?

Doch er hatte Regina versprochen, an das Heil zu glauben. „Vergieb," sprach er zu ihr, als wäre sie bei ihm, „vergieb, warum lässest Du mich allein? Bin ich nicht Dein Geschöpf? Wofür hast Du mich dem Tode entrissen?"

Es wurde dunkler, und mit der sinkenden Nacht gährte es wilder und wilder in seiner Seele. „Soll ich dem Leben wiedergegeben sein, um der alten Hölle zu verfallen?" rief er. „Nein,

ich will den Vampyr des Zweifels töten, ehe er mir zum zweiten Male das Herzblut aussaugt."

Finstere Entschlossenheit in den Mienen erhob er sich. Seine matten Glieder wollten nicht recht gehorchen, aber er fühlte in seiner Brust eine gebieterische Gewalt, welche stärker sein mußte, welche stärker war, als die letzte Fessel der tückischen Krankheit.

Er nahm den Revolver und steckte ihn zu sich, die Waffe war noch immer geladen. Seine Hand war heute fest genug, kein Fieberschauer würde ihn mehr äffen. Festen Schrittes verließ er das kleine Gemach, welches Reginas Blumen mit dem Dufte eines ganzen Frühlings erfüllten. Er stieg die steile Treppe hinab, die er damals in dem Gedanken betreten hatte, daß er sie niemals mehr erklimmen werde. Unten in der dämmerigen Straße überfiel ihn von neuem die Mattigkeit, aber er raffte sich gewaltsam empor und fühlte sich mit einem Male ganz stark. Ein Wagen fuhr leer vorüber. Er wollte ihn anrufen, doch unterließ er es wieder. Noch einmal wollte er durch die einsamen Feldwege wandeln, auf denen er am taufrischen Morgen, am schwülen Mittag, am kühlen Abend, in der weihevollen Stille der Nacht Reginas Nähe gesucht hatte, zu jeder und jeder Stunde, die nicht der Arbeit ge-

hörte. Die Leute, die ihm begegneten, sahen verwundert nach dem todtbleichen jungen Mann. Die mitleidigen Blicke derselben peinigten ihn, er beeilte sich ins Freie zu kommen. Die balsamischen Lüfte des Sommerabends thaten ihm wohl, er fühlte sich so stark, so gewaltig im Innern als sonst.

Die Felder waren abgeerntet, ein herbstlicher Wind strich über die Stoppeln. Er gedachte des milden Frühlingstages, da er zum ersten Male hier gewandert war und die Halme noch niedrig und zartgrün waren. Von qualvoller Unrast getrieben, wollte er damals die Stätte seiner Kindheit noch einmal besuchen, er, der Glück-, der Heimatlose. Aber es hatte ihn beim Erblicken des fernen Geburtsdörfchens unsagbare Bitterkeit erfaßt, und er gab sein Vorhaben auf; warum noch einmal die Stelle betrachten, wo seine Mutter sich zu Tode gearbeitet hatte? Er lenkte seine Schritte dem Walde zu, wo man auf das Rosenschloß hinübersieht, und warf sich am Rande des Weges nieder. Er gedachte des schönen Kindes, das einst mit so stolzer Scheu geflohen war, als er die Hand nach ihm ausstreckte. Das Kind war jetzt Herrin über alles, was sein Auge erreichte. Er gedachte ihrer anders, als er sonst der Men-

schen, besonders der vom Glücke begünstigten gedachte. Die Welt schmähte dieses junge Weib, weil es frei sein wollte, weil es das Joch verschmähte, das Natur und Sitte seinem Geschlechte auferlegten. Ihm war, als müsse sie die Menschen hassen, oder doch verachten, sie, die Freie, die Sklaven herkömmlichen Formelkrames. Sie war frei, denn sie hatte den Muth, sie selbst zu sein. Und dann erschien ihm Regina unter dem frühlingsgrünen, sonnedurchleuchteten Gewölbe des Buchenwaldes. Er sah das junge, reizumflossene Weib, wie es die schönen Augen träumerisch melancholisch in die Ferne schweifen ließ, er sah den üppig schlanken Leib, dessen Formen ihm das knappe Reitkleid berückend zeigte; er sah ihre wilde, entzückende Anmut, die weltvergessende, hoheitvolle Güte in ihrem Antlitz, sein Blut begann wild und wilder durch seine Adern zu stürmen. Von diesem Augenblicke an liebte er Regina, er liebte sie mit einer Leidenschaft, welche, einer himmelanlodernden Flamme gleich, seine Seele verzehrte. Sein Erinnern war seit jener Stunde nur noch ein Erinnern an den Titanenkampf um dieses wahnsinnig geliebte Weib. Von rastloser Sehnsucht getrieben, war er Tag um Tag in Sonnenglut und strömendem Regen, in Sturm und Gewitterschwüle über die einsamen

Felder gewandelt, um sie zu suchen, um einen einzigen Blick in ihr Antlitz thun zu können. Wie ein Mondwandler dem Gestirn der Nacht willenlos bis zum Rande des Abgrundes folgt, so folgte er der Ahnung ihrer Nähe Er fand das Asyl der Waldquelle und belauschte, zitternd wie ein Verbrecher und doch sinnlos vor Entzücken, Regina in der Einsamkeit, bereit, sich mit einer Kugel das Herz zu durchbohren, wenn sie ihn entdeckte und ihm zürnen würde. Er hielt die geladene Waffe bereit, um unter ihren Augen seinen Frevel zu sühnen. Sie überraschte ihn, und ihre Nähe gab ihm plötzlich den Glauben an ihre Güte wieder, und er erschloß ihr seine Seele.

Ohne Widerstand, wie die Gestirne im Weltraum ihre Bahnen ziehen, unbeirrbar, unentwegt, so folgte er auch heute dem Stern seiner Tage. Er mußte zu ihr, es konnte ihn nichts hindern, er fühlte Riesenkräfte in sich. Regina wiedersehen, und dann war der Würfel gefallen. Sein Schicksal lag in ihrem Blick, in diesen blauen Augen, die traurig sind wie alles Schöne auf Erden.

Er sah von ferne schon die Fenster des Rosenschlosses erleuchtet, aber er dachte nicht an den Grund. Alle Fibern seines Wesens waren zum Zerreißen angespannt, bange, schmerzliche Ungeduld

wühlte in seiner Brust. Er wollte Leben oder Tod, aber nicht länger zwischen beiden schweben. Er schlich heute nicht an der Parkmauer hin, wie sonst; ruhigen Schrittes näherte er sich dem Schlosse. Er bemerkte jetzt, daß hier ein Fest gefeiert wurde. Alle Räume waren strahlend erleuchtet und Musik tönte aus den Fenstern des oberen Stockwerkes in die laue Sommernacht hinaus. Ein Walzer wurde in rasendem Tempo gespielt, er erschien dem bleichen Manne wie infernalische Musik. Um ihn dufteten unsichtbare Rosen und Heliotrop durch die Dunkelheit, und der Blumenduft schien ihm die Nähe Reginas zu verkünden.

Tristan trat, wie von unsichtbarer Hand geleitet, in das lichterfüllte Vestibül. Hohe Treibhauspflanzen umkleideten die schimmernden Marmorwände. Ein Portier in prächtiger Kleidung trat aus seiner Loge und betrachtete den Fremden mit fragendem Blick.

„Welches Fest wird hier gefeiert?" fragte Tristan.

„Die Verlobung des Fräuleins," war die Antwort. Merkwürdigerweise sprach der Portier ganz freundlich: „Sie wünschen wohl eine Audienz? Die Freiherrin ist seit längerer Zeit niemals persönlich zu sprechen."

Der Wagen eines verspäteten Gastes fuhr vor und der Portier eilte hinaus.

Tristan stieg unbeachtet und langsam die breite, teppichbelegte Treppe empor. Er wollte das Schloßfräulein bei ihrem Verlobungsfeste sehen.

Der weite Vorsaal war leer. Die Musik hatte aufgehört, man hörte das Geschwirr der Gesellschaft wie das Tosen einer nahen Brandung. Tristan sah niemanden als sein eigenes Bild in den riesigen Trumeauspiegeln. Hier und dort und dort, immer derselbe gespenstisch blasse Mann mit den lodernden Augen und dem wirren Haar. Er wußte jetzt, so sieht ein Mensch aus, der im Begriff ist, ein Verbrechen zu begehen. Die Zähne fest aufeinander gepreßt, stieß er die nächste Thür auf, sie führte in eine lange, halb erleuchtete Galerie, deren offene Arkadenbogen nach der Terrasse zu führen schienen. Hohe Blattpflanzen bildeten hier eine förmliche Laube.

Er glitt wie ein Schatten hinter der Blätterwand hin. Aus einer hohen, offenen Flügelthür ergoß sich ein Lichtstrom, und das Geräusch aus dem Saale schlug jetzt laut und nahe an sein Ohr. Im nächsten Augenblick stand er dem Eingang gegenüber. Er sah ein Gewirr und Gewoge bunter Gestalten in strahlendes Licht getaucht, und mitten unter dem großen Kronleuchter stand Re-

gina in königlicher Schönheit. Ein Gewand von weißschimmernder Seide und prächtigen Spitzen floß in langer Schleppe an ihrer Gestalt nieder, und ein Brillantendiadem funkelte in ihren braunen Locken, Brillanten blitzten an ihrem entblößten Halse, an ihren Armen von entzückender Form und Weiße. Sie lächelte, aber ihr Antlitz hatte dabei einen spöttischen Ausdruck, den er nie an ihr gesehen. Ein junger Mann mit blondem Haar und scharfen Zügen sprach zu ihr, um seinen Mund lag etwas wie Sarkasmus. Jetzt begrüßten beide einen älteren Herrn in militärischer Kleidung, es mochte der Ankömmling sein, dessen Wagen eben vorgefahren war. Der junge Mann schien sich als Hausherr hier zu geberden.

Regina wandte sich jetzt zu zwei anderen Herren, der ältliche Militär und der junge Mann aber schritten der Galerie zu, wo Tristan hinter den Blattpflanzen verborgen war. Der junge Mann lachte laut, aber mit etwas erzwungener Lustigkeit.

„Wie schade, daß Adalbert nicht da ist,“ hörte man ihn sagen, „er wurde ganz wild, als ich sagte, ich würde mir eine Braut vom Rosenschlosse holen. Haha!“

„Es wurde jedermann völlig überrascht," erwiderte der Ältere.

„Haha," lachte der Blonde, „das ganze adelige Casino wollte die Wette gegen mich halten. Nun habe ich alle zu meiner Verlobung auf das Rosenschloß geladen. Wirklich schade, daß Adalbert nicht hier ist. Ich habe Regina das Wort abgerungen, unsere Verlobung festlich zu begehen. Natürlich wollte sie nicht, aber sie that es mir doch zu Liebe."

Tristan spannte leise den Hahn, er hörte nichts mehr. In den nächsten Minuten wird jener wieder neben Regina stehen und dann trifft ihn die Kugel mitten ins Herz. Dicht neben ihr soll er fallen, daß sein Blut ihre schöne Atlasschleppe bespritze. Es fiel ihm ein, daß er für sich noch eine Kugel brauche; er untersuchte den zweiten Lauf, er war geladen. Inzwischen hatte er die nötige Vorsicht vergessen, ein Diener, der vorübereilte, bemerkte ihn und richtete einige Worte an ihn, die Tristan nicht hörte. Der Diener eilte dem blonden jungen Manne nach, der soeben in den Saal zurückkehrte.

„Jetzt!" Zwischen den grünen Ranken blinkte der Lauf der Pistole; niemand bemerkte es. „Jetzt wird er bei Regina stehen bleiben!"

Doch es kommt anders. In seiner Nähe

rauscht ein seidenes Gewand, Regina war in die dunkle Galerie getreten. Der junge Mann folgte ihr. Sie fuhr mit der Hand über die Augen, als sei sie von den Lichtern des Saales geblendet.

„Ich glaubte," sagte sie leise, „aber mein Auge hat mich wohl getäuscht, es ist auch so dunkel hier."

„Nein, nein," rief ihr Begleiter, „mir sagte der Diener vorhin, es sei ein Fremder hier in der Galerie."

Regina stieß einen leisen Schrei aus, sie hob die Arme, als entsänken ihnen Fessel, sie streckte beide Hände nach dem Manne aus, der starr und bleich wie ein Gespenst, die flammenden Augen auf sie gerichtet, zwischen den Palmen stand.

„Mit welchem Rechte sind Sie hier?" rief Herr von Mallowitz und ein vernichtender Blick traf die unbehandschuhten Hände des Fremden.

„Er ist hier mit dem Rechte meines künftigen Gatten," rief Regina laut und faßte die Hand des Fremden.

„Regina!" schrie dieser auf, das Jauchzen einer erlösten Seele hallte in dem Tone nach.

„Herr von Mallowitz, eilen Sie zu Ihrer Braut und haben Sie die Güte, dieselbe in

meinem Namen zu bitten, daß sie mich bei meinen Gästen entschuldige."

Der Fremde nahm Reginas Arm und beide entschwanden in den Schatten der Galerie.

Ein Teil der Gesellschaft hatte sich, als das volle Licht auf die dunkle Gestalt des Unbekannten fiel, herbeigedrängt. Man stand wortlos vor Staunen. Herr von Mallowitz sah verstört darein, als hätte der geisterhafte Fremdling seine Braut entführt. Jetzt bückte er sich und hob einen am Teppich liegenden Revolver auf. „Alle Läufe sind geladen," murmelte er.

„Graf Lara!" rief eine Stimme.

„Nein, der steinerne Gast!"

„Oder Edgardo!" Und jetzt, als sei der Zauber gebrochen, schwirrte alles durcheinander. —

Tristan und Regina schritten Hand in Hand die Treppe hinab und in das nächtige Dunkel des Gartens hinein. Keines von ihnen sprach ein Wort.

Endlich sagte Regina ganz leise: „Du fühlst Dich nicht mehr krank?"

„War ich krank? Ich weiß nichts mehr davon, Regina."

Wieder gingen sie schweigend weiter, bis das einförmige Geplätscher der Waldquelle sie grüßte.

Regina sank auf die bemooste Bank. Er kniete vor ihr.

„Regina, die Myrte schlingt sich um die stolzen Zacken Deiner Krone. Willst Du mir gehören?“

„Ich bin Dein, Dein mit Seele und Leib, Dein für alle Zeit und Ewigkeit!“

Und sie verging unter seinen glühenden Küssen.

VII.

Es kursierten die abenteuerlichsten Gerüchte über das Verlobungsfest im Rosenschlosse. Man erzählte, ein Fremder in dunkler Kleidung, mit geisterhaft bleichem Antlitz, wirren Locken und wahrhaft höllischen Augen, sei wie ein Gespenst mitten in der Gesellschaft aufgetaucht, ohne daß ihn irgend jemand kommen gesehen; er habe die Anwesenden mit einem sechsfach geladenen Revolver bedroht und dann die Freiherrin entführt. Diese habe ihn als ihren Gatten begrüßt und der Gesellschaft ohne Gruß den Rücken gekehrt. Einzelne

behaupteten, das Gespenst habe bestaubte Stiefel, einen abgetragenen Rock und keine Handschuhe gehabt, sei folglich nicht gentlemanlike. Dennoch blieb der Unbekannte, welcher sich die stolze, unnahbare Herrin des Rosenschlosses als Braut mitten aus einer glänzenden Gesellschaft holte, der Gegenstand des gespanntesten Interesses, der rastlosesten Neugier, des gehässigsten Neides und der wunderlichsten Vermutungen, welche bei einem Prinzen von Geblüt begannen und bei einer Art von Räuberhauptmann aufhörten. Um so größer war die Enttäuschung, als nach kurzer Zeit die Blätter die amtliche Anzeige von der bevorstehenden Civiltrauung des „Herrn Heinrich Schwarz mit dem Freifräulein Regina Augusta von Rosen, beide von hier“ brachten.

Die Freiherrin schien weder ihre Verlobung noch die Vermählung der Gesellschaft notificieren zu wollen. Aber man wußte genug, Graf Lara war ein völlig unbekannter bürgerlicher Mensch, dessen Namen niemand gehört hatte. Wer war Heinrich Schwarz? So konnte eben jedermann heißen, vielleicht ein Gutsverwalter, ein Hofmeister, Gott weiß wer.

Später wollte man wissen, Heinrich Schwarz sei ein entlassener Lehrer, dann hieß es, ein brotloser Journalist, und schließlich ein wiederholt

abgestrafter Arbeiteragitator. Das letztere Gerücht behauptete sich, und man sagte sogar, der Bräutigam der reichsten und schönsten Aristokratin der Gegend stehe im schwarzen Buche der Polizei.

Nach der vollzogenen Civiltrauung verschwand die Freiherrin von Rosen vollständig vom Schauplatze. Man wußte nicht, wohin das neuvermählte Paar mit seinem Glücke geflüchtet war. Nur Frau von Mallowitz, geb. von Kurtis, welche mit ihrem eifrig schriftstellernden Gatten im Frühling in der Residenz auftauchte — die Vermählung war in Tirol erfolgt — wußte zu sagen, daß Baronin Regina mit ihrem Manne den Winter in Italien verlebt hatte und den Sommer in einer Villa am Semmering zubringen würde, um erst im Herbst auf das Rosenschloß zurückzukehren.

Der Winter kam. Herr von Mallowitz machte ein großes Haus und versammelte in seinem Salon neben der aristokratischen auch die litterarische und künstlerische Welt. Er schien sich sehr in der Rolle eines Beglückers der armen Gesellschafterin zu gefallen und begegnete seiner Frau mit großer Aufmerksamkeit.

Baron Adalbert Rosen war inzwischen von seinem langen Urlaub zurückgekommen; doch fand man den Athleten, trotz der langen Dauer der Erholungsreise, krankhaft aussehend, und sein ruhiges

in sich gekehrtes Wesen schien sich zur melancholischen Schweigsamkeit ausgebildet zu haben.

Der nächste Winter vereinigte die Gesellschaft wieder in der Stadt. Die Herrin des Rosenschlosses war und blieb verschollen, es hieß, das Schloß sei noch immer unbewohnt, und man hatte weder von ihr, noch von einem Heinrich Schwarz etwas vernommen. Die beispiellose Mesalliance, die Excentricität der jungen Aristokratin war so ziemlich vergessen.

Andere Personen, andere Ereignisse beschäftigten die müßige Welt, so die glänzenden Feuilletons in einem der ersten Blätter, welche, mit Tristan de Born gezeichnet, die bestehenden Verhältnisse mit einem Spott von beispielloser Kühnheit und mit unwiderstehlichem Witz angriffen. Unter dem seltsamen Titel „Briefe an eine Verklärte" wandten sie sich einmal gegen die politische, einmal gegen die sociale Welt, verweilten aber mit besonderer Vorliebe bei der vernichtenden Kritik der modernen Litteratur, der modern materialischen Weltanschauung und jener Lebenselemente, welche auf dem rein Hergebrachten beruhen. Die etwas krankhafte Romantik, mit welcher zum Schlusse immer ein der Welt nicht mehr angehörendes, geheimnisvolles Wesen gefeiert wurde, berückte wieder durch den Contrast und die Schönheit der Sprache.

Man las, halb mit Grauen, halb mit Entzücken die „Briefe an eine Verklärte,“ und man fragte, wer ist Tristan de Born? Alle Anfragen an die Redaktion blieben resultatlos, auch dann, als zu Ende des Winters in dem Salon des Herausgebers jenes Blattes, eines wohlhabenden Geldmannes, ein junger, bleicher Mann auftauchte, welcher als Tristan de Born vorgeführt wurde. Es war eine seltsam anziehende Erscheinung, eine schlanke Gestalt mit lässig schlaffen Bewegungen, ein feingeschnittenes, charakteristisches Antlitz, in welchem sich frauenhafte Weichheit und diabolische Schärfe in verblüffender Weise vereinigten; dazu eine wilde Fülle dunkler Locken, die das geisterhaft bleiche Gesicht umwallten, und ein Paar dunkelgraue Augen, deren durchdringendes Feuer zugleich bezaubern und in unheimlicher Weise abstoßen konnte.

Tristan de Born war mit einem Schlage die gesuchteste Persönlichkeit der Gesellschaft geworden. Seine glänzende Dialektik, die Tiefe seiner leicht hingeworfenen Gedanken, die bestechende Eigenart jeder seiner Äußerungen übten einen unwiderstehlichen Reiz aus, welche seine höhnisch bitteren, an Cynismus streifenden Sarkasmen nicht abzuschwächen vermochten, obgleich sich im Grunde niemand vor denselben sicher fühlen konnte. Da

ihm die Welt, in der er sich bewegte, und sein eigener junger Ruhm wenig zu imponieren schienen, so gab ihm dieser Umstand nur einen neuen Nimbus. Man fragte sich mit erhöhter Spannung: Wer ist Tristan de Born? Niemand wußte eine Antwort darauf. Er war aufgetaucht wie ein Komet, dessen Bahnen sich der Berechnung entziehen. Er hatte keinen Freund und keinen Vertrauten. In einer stillen, aber fashionablen Vorstadt hatte er eine kleine, sehr elegante Garçonwohnung inne, wo er seine Besuche empfing. Obgleich er keine Freude an der Geselligkeit verriet, sagte man ihm doch nach, daß er bisweilen den Becher der Lust in wilden Zügen leere. Wer war Tristan de Born? Die Welt sollte endlich auf diese Frage Antwort erhalten.

Herr von Mallowitz hatte der neuen Berühmtheit eine Einladung gesendet, doch eine abschlägige Antwort mit ganz allgemeiner Motivierung erhalten zu seinem nicht geringen Aerger; es war ihm bisher nicht gelungen, die Bekanntschaft des Helden des Tages zu machen, und die Aussicht, denselben in seinen Kreis zu ziehen, war nun so ziemlich entschwunden.

Die zweite Hälfte des Winters war schon vorgerückt, als Mallowitz auf einem Eliteballe, es war längst nach Mitternacht, eines verspätet

erscheinenden Gastes ansichtig wurde, bei dessen Anblick alles Blut zu seinem Haupte schoß.

„Was starrst Du diesen Mann so an?“ fragte Baron Rosen, an dessen Seite Mallowitz sich befand. „Solltest Du den famosen de Born nicht kennen?“

„De Born?“ sagte Mallowitz laut lachend, „dies also ist der famose de Born?“

Und mit gereizter Geberde, wie sie Adalbert niemals an dem glatten Weltmanne gesehen, stürzte er auf den Ankömmling los und rief überlaut: „Es freut mich, Sie hier zu sehen, Herr Schwarz. Doch sagen Sie uns vor allem, wo haben Sie Ihre Frau Gemahlin?“

Der bleiche junge Mann mit dem durchbohrenden Blick blieb vollkommen ruhig. „Ich erteile auf solche brüske Fragen keine Antwort, am wenigsten, wenn sie meine Privatverhältnisse betreffen.“

„Sie werden doch hoffentlich nicht verhehlen wollen, daß Sie eben der Mann Ihrer Frau sind?“ rief Mallowitz gereizt.

Tristan de Born erwiderte mit scharfer, absichtlicher Betonung: „Das Thema, nämlich so fern es unsere Frauen betrifft, ist kein glückliches für Sie!“

Die beginnende Musik übertönte den Wort-

wechsel der Beiden, doch ließ die Zornesröte in dem Gesicht Mallowitz' und der offene Hohn in dem de Borns schließen, daß derselbe ein heftiger war.

Wie immer, — das Rätsel war gelöst. Tristan de Born war identisch mit Heinrich Schwarz, dem Gatten der schönen Freiherrin von Rosen. Das junge Paar hatte sich anscheinend getrennt, und Schwarz, offenbar um diesen Umstand zu verbergen, jenes Pseudonym angenommen.

Heinrich Schwarz verschwand seit jenem Balle aus der Gesellschaft. Man erzählte in bestimmter Weise, er habe sich mit Herrn von Mallowitz geschlagen und dieser sei leicht, jener ziemlich schwer verwundet worden. Man nannte den Baron Rosen als Sekundanten. Auch als Schriftsteller schien Tristan de Born vorläufig vom Schauplatz abgetreten zu sein. Die Redaktion hatte, da Heinrich Schwarz im Rufe eines kommunistischen Radikalen stand, eine Milderung seines Verhaltens nach gewissen Richtungen hin gefordert, und eine entschiedene Ablehnung, ein schroffer Bruch war die Folge davon gewesen.

Die wenigen Besucher, welche den Weg nach der stillen Vorstadt hinaus fanden, um nach dem Halbverschollenen zu fragen, wurden an dessen

Thür mit dem Hinweis auf seine Krankheit abgewiesen.

Man versicherte schließlich, die schöne Gemahlin des Verwundeten weile an seinem Lager.

VIII.

Die weiche Luft des ersten Frühlings strömte durch die geöffneten Fenster herein. Das Gemach erfüllte süßer Blumenduft, welcher den zarten Kelchen der märchenhaft schönen Hyazinthen entstieg.

Die lichte, sieghafte Frühlingssonne schien in das krankhaft bleiche Antlitz des jungen Mannes, welcher nächst dem Fenster in einem Lehnstuhl ruhte.

Die schöne Frau, die an seiner Seite stand, sah bald in den tiefblauen Himmel hinauf, bald in das Antlitz des Rekonvaleszenten. Ihr tiefsinnender Blick änderte sich nicht dabei, als wäre für sie der Himmel hier und dort.

„Duften die Blumen nicht zu stark, Tristan?"

„Nein, Regina, mindestens nicht, wenn Du

bei mir bist. Ich kann den Blumenduft nicht von Dir trennen. Ich glaube, wenn Du das Zimmer verlässest, so geben die Blumen das Duften ganz auf."

Ein flüchtiger Schimmer, wie die Ahnung eines Lächelns, glitt über Reginas Züge, aber er verschwand gleich wieder.

„Man sagt, daß Genesende des Lebens doppelt froh werden. Du aber scheinst mir nicht so leicht und frei gestimmt, als ich es wünsche, Tristan."

„Der Gedanke quält mich, daß ich diesen erbärmlichen Kerl nicht besser getroffen habe. Und ich habe noch im letzten Moment diesen Wicht geschont, er aber schoß mit voller Wut. Es drückt mich, daß ich die Erde nicht lieber von dem Geziefer reinigte."

„Das kann Deine Mission nicht sein, Tristan, weil es, in dieser Weise, die keines Menschen ist. Und dann, weshalb dieser Haß gegen einen Dir persönlich gleichgiltigen Mann?"

„Regina, dieser Mann hat Dich begehrt, hat gewettet, Dich zu erringen! Und jener andere, dieser lange und breite Vetter von Dir, ich will das Wort groß nicht mißbrauchen, der seine Hand nach Dir erhoben! Und ich mußte schweigend ihn meines Blickes würdigen! Hättest Du nur den unversöhnlichen Haß der Beiden gegen mich ge-

sehen! Der Riese brannte darnach, mit mir Streit anzufangen, aber zu einer spitzen Rede versagt ihm die Zunge und grob wollte er nicht werden, so verschluckte er seine Wut. Aber sie hätten mich beide mit Wollust zerrissen, der arrogante Geck und der hirnlose Riese."

„Diese Menschen, Tristan, und die Welt, in der sie leben, sind für mich nicht mehr. Für Dich sind sie auch nichts mehr anderes als ein Schattenspiel an der Wand. Nicht dies ist es, was Dich verdüstert."

Der junge Mann hing mit den großen, klaren Augen, welche durch die Krankheit noch größer und klarer geworden waren, an dem schönen, trauervollen Antlitz der jungen Frau. Beide schwiegen, als scheuten sie sich, das Unsichtbare zwischen ihnen beim Namen zu nennen.

„Regina," sagte er nach einer Weile mit leiser, sanfter Stimme, „Du bist so unaussprechlich gütig gegen mich gewesen. Du bist zu mir geeilt, als ich leidend und hilflos darniederlag; Du hast mich mit unerschöpflicher Liebe gepflegt, Du hast meine Schmerzen gelindert, meine schlimmen Launen mit himmlischer Geduld ertragen und die Schatten aus meiner Seele gebannt, aber Regina," er lächelte jetzt und setzte bittend hinzu: „Aber Du hast mich nicht ein einziges

Mal geküßt! Regina, nicht ein einziges Mal! Ich glaube, das fehlt mir, um genesen zu können. Ich brauche einen Kuß von Dir!"

Sie hatte sich rasch abgewandt. Er zog sie an sich heran, sie ließ es geschehen, aber ihr Antlitz war immer noch abgekehrt.

„Wirst Du mich denn nie mehr küssen, nicht ein einziges Mal, und wenn Dein Kuß mich heilt, mich rettet?"

„Ich weiß es nicht!" Sie hauchte es fast unhörbar.

„Regina, willst Du mich nicht küssen?"

Ein leises Kopfschütteln.

„Du willst nicht, auch nicht, wenn ich Dich so sehr bitte?"

Sie entwand sich sanft seiner Umarmung, er ließ es geschehen. Dann sagte er ernst: „Du hättest mich nicht verlassen, mich nicht mir selbst überlassen sollen!"

„Habe ich Dich verlassen?"

„Nein, aber Du hast in unsere zeitweilige Trennung gewilligt, Du hast sie im Grunde veranlaßt."

„Ich wäre Dir auch in die Welt gefolgt, aber mir dünkte es so besser."

„Du hast an mir gezweifelt, Regina, und sandtest mich darum in die Welt hinaus."

„Du schienst mir verändert, Tristan," sie sprach mit sichtlicher Anstrengung, „und ich meinte, Du müssest Dich ausleben. Die gewaltige Kraft in Dir müsse sich Genüge thun."

„Wenn Du im Recht warst, so ist Deine Absicht erfüllt," erwiderte er. „Dies alles ist vorbei. Mir ekelt vor dieser hohlen Welt, mir graut vor der Luft, die ich geatmet habe. Diese Menschen ohne Leidenschaft, ohne Würde, ohne Hochsinn und reine Güte sind es nicht wert, daß man sich ihretwegen die Maske vorbindet, ohne welche man wie ein Gespenst von ihnen exorziert würde. Ich mag mich auch nicht mehr unter die Heerscharen der modernen Litteratur mischen, denen kein Mittel zum Siege zu schlecht ist, die auf die Menge wirken und deren Heerführer für die Herrschaft über die Menge ihre Seele verkaufen. Wenn Du willst, so bereue ich es, diese Farce mitgespielt zu haben. Habe ich nicht meine Gedanken preisgegeben, um einen Schwarm Müßiggänger oder stumpfsinniger Wirtshausbrüder zu amüsieren? Habe ich mehr erzielt? Ich wollte, die Buchdruckerkunst wäre nie erfunden worden."

„Du bist ohne Not bitter, Tristan. Du schriebst aus innerem Drang und nicht um der Leute willen. Hättest Du es nicht gethan, so

würde vielleicht das Unausgesprochene drückend auf Dir lasten. Schilt Dich also nicht. Jetzt aber verkehrst Du wieder mit Deinen früheren Gesinnungs- und Arbeitsgenossen, wie ich bemerke?"

„Das heißt, mit den Arbeitern, Regina. Sie wollen mich als Delegirten zu dem Kongreß in der Schweiz senden."

„Und Du wirst gehen, weil das relativ Neue Dich reizt. Wenn Du aus ganzer Seele für ihre Sache denken und sprechen kannst, so thue es; wenn Du dies aber nicht kannst, wenn Du zweifelst, wenn auch dies nur ein Spiel für Dich ist, um nicht der Kraft, sondern dem Dämon in Dir zu genügen, dann —

„Dann, Regina?"

„Dann laß die Welt, laß sie für immer."

Beide schwiegen lange. Er sagte endlich: „Ich will es eben versuchen. Es ist doch nur eine kurze Episode, dann kehre ich zurück, zu Dir, Regina!"

„Du wirst immer und auch dann thun, was die innere Stimme Dir gebietet," sagte sie in dumpfem Tone.

Sein Antlitz veränderte sich plötzlich, seine Augen sprühten, er streckte die Hand nach ihr aus und rief leidenschaftlich: „Du bist im Irr-

tum, Regina! Sagtest Du nicht eben, in mir walte der Dämon? Warum verweisest Du mich auf die innere Stimme, laß mich nicht ihr, laß mich Dir gehorchen. Befehle mir, sei mein unerbittliches Schicksal. Sei streng und hart mit mir, wenn es sein muß. Du bist zu gütig gegen mich. Deine grenzenlose Güte bedrückt mich, denn ich verdiene sie nicht."

„Halt ein!" rief sie, „Du verlierst Dich. Wo Liebe ist, da darf keine Rede sein von Verdienen und Nichtverdienen. Du beleidigst mich, wenn Du mir zumutest, daß ich berechnen und erwägen soll, was ich Dir gewähre."

„Nein," rief er hingerissen, „gib, was Du gibst aus Gnade, aus Güte, Du kannst nicht anders, weil Du Du selbst bist. Aber vergiß nicht, wie schwach ich bin, wie das Böse Gewalt über mich hat, wie ich gefrevelt habe, als ich überhaupt von Dir gehen und mich der Welt ergeben konnte. Vergiß es nicht, laß mich Dein Geschöpf sein, laß mich vor Dir zittern. Weißt Du, Regina, wann ich Dich am meisten, am glühendsten geliebt habe? Damals, als Du mir zuriefst: Stirb!"

Er hielt inne, denn er erschrak über die Veränderung in Reginas Zügen. Ihr Antlitz glich dem einer Sterbenden, ihre dunkelblauen Augen

waren mit einem herzerschütternden Ausdruck der Verzweiflung auf ihn gerichtet. Sie streckte wie abwehrend die Hände nach ihm aus, dann enteilte sie.

Mit ahnungsvollem Grauen sah er, wie die Thür sich hinter ihr schloß. Er stürzte ihr nach, die Thür war geschlossen. Er bat, er flehte um Einlaß; er fand in seiner Angst alle die süßen Liebesworte von einst, aber es blieb alles still, totenstill. Der Abend brach herein, es wurde dunkler. Ihm war, als hätten die Blumen seit Reginas Verschwinden wirklich zu duften aufgehört, zum mindesten empfand er ihren Duft nicht mehr. Er wurde endlich müde und verstimmt. Warum war sie gleich so tief gekränkt? Aber hatte er ihr nicht gesagt, daß ihre Liebe und Hingebung ihm nichts galten, seine Liebe zu ihr abtöteten? Wie thöricht war er doch! Aber Regina ist so gut, sie wird verzeihen.

Die Sonne weckte ihn Morgens aus seinem unruhigen Schlummer. Man hatte ohne Reginas Befehl die Vorhänge seines Schlafgemaches nicht einmal herabgelassen. Er erhob sich, kleidete sich an und lauschte an Reginas Thür. Noch war alles still. Sie schlief noch und er wagte nicht sie zu wecken. Doch die Stunden des Tages rückten vor, er konnte endlich seine Ungeduld nicht

zügeln und versuchte die Thür zu öffnen. Sie ging widerstandslos auf; das Zimmer war leer. Er schloß die Thür und klingelte atemlos voll Unruhe dem Diener; dieser sagte, die gnädige Frau habe den gnädigen Herrn nicht wecken wollen, er habe schon beim ersten Morgengrauen einen Wagen für sie geholt. Tristan durchwühlte das Zimmer nach einem Lebenszeichen, nach einer Abschiedszeile, umsonst! Erst wollte er ihr zürnen, ihn so zu verlassen. Dann überdachte er seine Worte noch einmal und begriff, daß er Regina, seine stolze Regina tötlich gekränkt hatte; doch fühlte er sich nicht stark genug, ihr zu folgen. Er griff nach Papier und Feder und schrieb in fliegender Hast an sie, einen Brief voll überströmender Reue und Liebe. Er adressierte ihn nach dem Asyl im Gebirge, nach dem Häuschen in der Waldschlucht. Nach einigen Tagen peinlicher Unruhe kam ihre Antwort, gütige, milde, verzeihende Worte, aber keine Andeutung an ein Wiedersehen enthaltend.

„Es kann, es wird noch alles gut werden," sagte er sich aus tiefbewegtem Herzen. „Nun gebe ich der Welt, was der Welt ist, und dann eile ich zurück zu Regina!"

Wenige Tage darauf reiste er ab. Der erste Brief, den Regina erhielt, atmete Lebensfreude

und frisch empfängliche Laune. Die herrliche Natur, die neuen Menschen, die neuen Aufgaben und Ziele, alles schien die Lebensgeister des kaum Genesenen zu ungeahntem Feuer zu entflammen. Wohlmeinender Humor schien an die Stelle der bitteren Satire getreten zu sein, doch währte es nicht lange. Bald brach sein finsterer Unmut über die selbstgefällige Redelust, die feige Thatenlosigkeit, den verworrenen Ideenbombast, die unverhüllte Selbstsucht der Genossen hervor, und er sagte sich los, innerlich los von ihnen, deren Bestrebungen ihm hohle Seifenblasen schienen. Regina konnte voraussehen, daß er in einer Spanne Zeit wieder bei der bitteren Verneinung angelangt sein werde, welche seine Kraft, ja sein Wünschen und Hoffen lahm legte. Bald darauf verstummte er gänzlich.

Wochen und Wochen waren vergangen. Schon brütete die Schwüle des Sommers über dem Lande.

Es war in dem weiten, düstern Zimmer eines Gasthauses, in dessen Tanzsaal der Arbeiterkongreß getagt hatte. Durch die niedrigen Fenster blickten die hohen Berge herein, jetzt von der ersten Dämmerung umschattet. In der Tiefe des Gemaches war es bereits stark dunkel; dort am Schenktisch lehnte ein schönes, üppig gebautes

Mädchen mit wilden, schwarzen Augen. Sie trug die Landestracht, doch hatte sie jetzt in der Schwüle des Zimmers ihr Busentuch abgelegt und ihre weiße, enthüllte Brust leuchtete durch die Dämmerung.

Sie blickte finster nach dem jungen Mann, der, in düstres Brüten verloren, dort am Tische saß, wohl mehr als eine Stunde lang. Seine wirren Locken fielen ihm über die Hände herab, in welche er den Kopf gestützt hatte. Das Mädchen begann jetzt mit einem schmucken Gaste zu scherzen, dabei aber schielte es immer nach dem Träumer hin. Doch auch dieses Mittel schien nicht zu verfangen. Der düstere junge Mann blickte nicht nach ihr hin.

„Der da schläft wohl?" fragte der Gast, auf jenen deutend.

Das Mädchen zuckte die Achseln.

„Ach, das ist derselbe, welcher am Kongreß zum Verrücktwerden redete, man wußte nicht einmal recht, ob für oder gegen uns. Und der ist noch immer da?"

„Warum sollte er denn nicht hier sein," sagte das Mädchen, „wenn es ihm gefällt? Er korrespondiert noch für die Verbindung."

Ein Bote riß die Thür auf. „Telegraphische Depesche für Herrn Heinrich Schwarz." Der

Träumer fuhr empor und warf seine Locken zurück. „Ah, dachte so, daß ich Sie hier eher träfe, als oben in Ihrer Wohnung," sagte der Bote lachend. „Bitte, den Empfangsschein zu unterschreiben, zehn Centimes Gebühr."

Der junge Mann erbrach mit gleichgültiger Miene die Depesche und las: „Gleich herkommen. Es geht los. Mit Schnellzug morgen Vormittag erwarten. Die Freunde."

„Das kommt mir eben recht," rief der junge Mann, zu dem Mädchen gewendet. „Ich reise noch heute Abend nach Hause. Es sind Unruhen ausgebrochen, sage es bei Gelegenheit den Genossen. Mir kommt nach der dumpfen Ruhe der Kampf eben gelegen. Laß meine Sachen packen, Theroigne."

„Sie reisen wirklich?" rief das Mädchen ungläubig.

Der junge Mann maß sie mit finsterem Blick. „Nimm Dein Brusttuch vor. Eine Ware, die man so aufdringlich ausbietet, verliert im Preise."

Er stürzte hinaus. Bleich, mit Thränen des Zornes, des Schmerzes in den Augen taumelte das Mädchen zurück.

* * *

Draußen in der Vorstadt, wo die Schornsteine der großen Fabriken rauchen, und die engen Arbeiterwohnungen mit zweifelhaften Wirtshäusern abwechseln, war die Emeute ausgebrochen. Die Arbeiter forderten Lohnerhöhung und Beschränkung der nächtlichen Arbeitszeit. Man vermutete eine systematische Bewegung, welche ihre ersten Anfänge von dem Schweizer Kongreß herleitete. Es galt daher mit aller Strenge vorzugehen. Das Militär war konsignirt und sollte ausrücken, falls die tumultuarischen Zusammenrottungen sich wiederholen sollten.

Die Arbeiter aber hatten sich diesmal nicht in dem weiten Hofe des größten Fabriketablissement, sondern in und um ein Gasthaus in der Hauptstraße versammelt. Die Sicherheitsbehörde hatte vergebliche Versuche gemacht, die Versammlung zu zerstreuen. Die Polizei mußte der Übermacht weichen, und die Unzufriedenen verbarrikadierten sich in dem Gasthaus. Inzwischen rückte eine Eskadron Dragoner unter dem Kommando eines auffallend großen und starken Offiziers heran und säuberte so ziemlich die Straße. Drinnen in dem Gebäude aber tobte der Lärm. Ein Redner schien die Leute zu erhitzen, und es galt jetzt, diese gesetzwidrige Versammlung aufzulösen. Inzwischen war es völlig Nacht geworden; man

hatte die Laternen in der Nähe zertrümmert, sodaß völlige Dunkelheit herrschte. Zwar hatte der kommandierende Offizier nach Fackeln gesendet, doch konnten diese nicht sofort im Augenblicke der Not beschafft werden.

Die Lage wurde nun von Moment zu Moment bedenklicher, denn die vorhin auseinander getriebene Menge hatte sich neu gesammelt und das Spalier auf der einen Seite durchbrochen. Ein dichtgedrängter Haufe wälzte sich gegen das Wirtshaus und machte Miene, mit lautem Halloh den belagerten Brüdern Entsatz zu bringen.

Während der wilde Haufe von dem Militär wieder etwas zurückgedrängt wurde, sprang das verrammelte Thor des Gasthauses auf und zugleich mit einem matten Lichtschimmer drangen die Belagerten heraus, offenbar um sich mit den herandrängenden Gefährten zu vereinigen, ihnen voran ein junger Mann mit fliegendem Lockenhaar. Er erblickte vor sich, in dem unsicheren Lichtschimmer vom Hausflur her, die gewaltige Figur des kommandierenden Offiziers hoch zu Roß und rings dunkle, mit einander ringende Gestalten ohne bestimmte Form.

„Frevelhafter Räuber!“ Die markige Stimme des Offiziers übertönte mit diesem Ausruf den Tumult.

Ein Schuß krachte, die gewaltige Gestalt des Offiziers wankte und stürzte vom Pferde, der junge Mann mit dem langen, wirren Haar aber war in den Händen der Soldaten. Die schwache Stimme eines Lieutenants suchte vergebens in dem wilden Lärm ein Kommando zur Wirkung zu bringen, die Scene löste sich in ein chaotisches Ringen auf, wobei die Soldaten und die Polizeiwachleute von ihren Säbeln Gebrauch machten.

Die Morgenblätter brachten Berichte über die unheimliche Scene. Der Sieg des Militärs und der Polizei sei ein zweifelhafter; der kommandierende Offizier Baron Rosen wäre durch einen Schuß, der das Signal zum Kampf gegeben hatte, ungefährlich verletzt worden. Man vermute, daß der bekannte Parteiführer Heinrich Schwarz jenen Schuß abgefeuert habe; glücklicherweise befinde sich derselbe in den Händen der Behörde. Außerdem wären zahlreiche Verwundungen vorgekommen und befänden sich eine Menge Personen in Haft, so daß man die Emeute für unterdrückt ansehen könnte.

IX.

In dem Vorzimmer eines jungen, durch seine liberale Gesinnung bekannten Rechtsanwaltes war eine junge Dame erschienen, welche den Herrn Doktor dringend zu sprechen wünschte. Obgleich dieser eben sehr beschäftigt war, so gab er dennoch dem Diener die Weisung, die Harrende sofort hereinzuführen, man dürfte eine Dame doch nicht warten lassen. Der junge Doktor, er hatte noch feuriges Blut, war noch nicht in Paragraphen erstarrt, und die Menschen galten ihm noch mehr als ein Aktenfaszikel.

Die liebenswürdige Höflichkeit des Advokaten steigerte sich zur erfreuten Zuvorkommenheit, als die Fremde in würdevoller Haltung eintrat und er ihre überraschende Schönheit bemerkte. Die Dame trug eine einfache Reisetoilette, doch atmete ihre Erscheinung so viel Vornehmheit und verbreitete ein so feines und liebliches Blumenparfüm in dem Raume, daß der junge Doktor der Schönheit und dem Range zugleich huldigen zu müssen glaubte und seinen Gast mit einer Ehrerbietung, welche einer Fürstin genügt hätte, zu dem Sopha geleitete. Er selbst nahm in bescheidener Entfernung auf einem Sessel Platz.

„Bin ich in der glücklichen Lage, Ihnen irgendwie dienen zu können, meine Gnädige?"

„Sie waren so freundlich, Herr Doktor, die Verteidigung eines Mannes zu übernehmen, welcher in die Arbeiterunruhen verwickelt ist," sagte die Dame mit ruhiger Vornehmheit.

„Ich mache mir eine Ehre daraus, Herrn Schwarz zu verteidigen, und gehe mit dem Einsatz meines ganzen bescheidenen Könnens und meines vollen Eifers an diese lohnende Aufgabe," versicherte der junge Mann, die Dame mit gespanntem Interesse beobachtend.

Sie schlug die schönen, dunkelblauen Augen auf, der freundliche Blick derselben traf den jungen Mann bis ins Herz. Dann sprach sie mit stockender, umflorter Stimme: „Die Familie des Verhafteten bittet Sie um eine sachgemäße Darstellung der Lage desselben. Vielleicht könnte man auch einiges Material zur Entlastung des Angeklagten liefern."

„Ich bin so glücklich, Ihnen jede mögliche Auskunft geben zu können, da ich die vorhandenen Akten studiert habe."

„Ich bitte also, Herr Doktor, ganz rückhaltslos zu sprechen." Die Stimme der jungen Dame war wieder ganz fest.

„Ich sagte, meine Gnädige, ich würde jede

mögliche Angabe machen. In dieser Möglichkeit ist jedoch so gut wie nichts Positives enthalten, indem die wichtigste oder, besser gesagt, die einzig wichtige Aussage, die des Rittmeisters Baron Rosen, noch aussteht. Wie Sie wissen werden, wurde derselbe verwundet und begab sich einige Tage nach jenen Vorfällen in einen Badeort über die Grenze. Doch hat er seine Kur unterbrochen und ist zum Zweck seiner Zeugenaussage gestern hier eingetroffen. Seine Vernehmung dürfte morgen erfolgen. Bis dahin bleibt die Sache des Herrn Schwarz in völliger Ungewißheit schweben."

„Weshalb ist diese Aussage maßgebend? Liegen keine Thatsachen vor, welche für sich sprechen?" fragte die Dame.

„Wohl, meine Gnädige. Wir haben mit der Thatsache zu rechnen, daß der kommandierende Offizier durch einen Schuß von Seite der Aufständischen verwundet wurde, welcher Schuß zugleich das Signal für den blutigen Zusammenstoß gab. Es ist höchst wahrscheinlich, daß Herr Schwarz diesen Schuß abfeuerte, indem er einesteils an der Spitze der Aufrührer aus dem Gebäude drang, andererseits, weil eine nicht genau festzustellende Invektive des Rittmeisters ihm zu gelten schien und der Schuß die begreifliche Antwort sein mochte. Soweit sprechen die Thatsachen

gegen Schwarz. Dagegen hat niemand gesehen, daß er feuerte; seine Gefährten hatte er im Rücken, die zunächst befindlichen Soldaten und Polizisten konnten ihn nicht sehen, weil das Pferd und die breite Gestalt des Offiziers ihnen den Ausblick nahm. Die ferner Befindlichen konnten wegen der herrschenden Dunkelheit nichts unterscheiden. Rittmeister Baron Rosen allein kann den Beweis liefern, daß Schwarz feuerte. Die Schußwaffe selbst konnte nicht zu Stande gebracht werden, niemand sah dieselbe in der Hand des Beschuldigten und dessen Stellung an der Spitze seiner Gefährten war nicht darnach, um aus der Distanze Schlüsse zu ziehen."

„Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Es handelt sich indessen wohl nicht um dieses Faktum allein?"

„Das nicht, aber die anderen Fakta sind nicht besonders gravierend und liegen in dieser Beziehung sehr günstige Aussagen vor. Schwarz hat sich zwar einige Wochen an dem Herde der Agitation aufgehalten, doch scheint seine Thätigkeit eine sehr laue gewesen zu sein. Man kann ihm wenigstens in dieser Hinsicht nichts nachweisen. Vielmehr behaupten seine Genossen und gibt er selbst zu —" Der Doktor stockte etwas verlegen.

„Ich bitte Sie ohne Rückhalt fortzufahren, mein Herr.“

„Daß der Grund seines Bleibens ein Liebesverhältnis mit einem sehr schönen und temperamentvollen Schenkmädchen war, welcher er den Namen Theroigne beigelegt hatte. Sein Logis in dem Gasthaus, in welchem die neue Theroigne fungierte, gab die beste Gelegenheit zu diesen Beziehungen, welche —“

Die junge Dame erbleichte, doch faßte sie sich gleich wieder und sah voll und fragend zu dem Anwalt auf.

„Welche, wie gesagt, höchst entlastend für Herrn Schwarz sind,“ vollendete er.

„Dann ist es ja gut so,“ sagte die Dame mit unmerklich zitternder Stimme. „Ich bin übrigens ermächtigt, Ihnen einige Briefe vorzulegen, in welchen Herr Schwarz sich sehr abfällig über die Sache und die Genossen seiner Partei ausspricht, ja sich völlig von ihr lossagt. Wollen Sie so freundlich sein, Einsicht in die Schriftstücke zu nehmen?“

Der Anwalt nahm mit einer Verbeugung das Briefpäckchen entgegen, entfaltete es und durchflog die Seiten. „Solche Äußerungen privater Natur fallen sonst wenig ins Gewicht,“ sagte er, „in diesem Falle jedoch liegt kein objektiver That-

bestand vor und müßte sich der Staatsanwalt ohnehin nur an die subjektive Wahrscheinlichkeit halten. Diese wird allerdings durch diese Briefe vollends abgeschwächt. Darf ich sie dem Untersuchungsrichter vorlegen?"

„Gewiß. Die Eigentümerin der Briefe wünscht es, die Stellen, welche private Mitteilungen enthalten, sind ohnehin bis zur Unleserlichkeit durchstrichen."

„Und an wen sind die Briefe gerichtet, wenn ich bitten darf?"

„An Frau Regina Schwarz, wie Sie sehen, Herr Doktor, die Gemahlin des Beschuldigten," sagte die Dame stockend.

„Ah — Herr Schwarz ist verheiratet?" rief der Advokat erstaunt.

Die Dame erhob sich. Zögernd nahm sie das Wort: „Wenn die Aussage des Baron Rosen günstig lauten sollte, so —"

„So ist jede Gefahr für Herrn Schwarz beseitigt," fiel der Advokat ein. „Offen gestanden, halte ich diesen Fall für ganz unwahrscheinlich. Sollte er dennoch eintreten, würde Herr Schwarz höchstens eine leichte Freiheitsstrafe von kurzer Dauer erhalten und wohl gleich gegen Ehrenwort auf freien Fuß gesetzt werden. Am wahrschein-

lichsten aber ist, daß er freigesprochen oder die Untersuchung gegen ihn ganz eingestellt würde."

„Und wenn jene Aussage ungünstig ausfällt?" sagte die Dame leise.

Die verbindliche Miene des Advokaten verdüsterte sich. „Dann," erwiderte er, „ist eine schwere, eine mehrjährige Zuchthausstrafe wahrscheinlich."

Die Fremde taumelte erbleichend zurück.

„Ich habe Sie erschreckt, meine Gnädige," rief der junge Mann bestürzt, „bedenken Sie, daß der Prozeß ja noch im Anfangsstadium ist, daß man die Entwicklung noch nicht absehen kann."

„Ich wollte ja die Wahrheit hören," sagte die Dame, mit bleichen Lippen lächelnd. „Die Wahrheit muß man unter allen Umständen als unausweichlichen, unumstößlichen Faktor kennen. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit und ich danke Ihnen im Namen derjenigen, welche dem Beschuldigten nahe stehen, für Ihre Güte."

Sie reichte ihm die feine Hand hin; er ergriff sie und fühlte den Druck derselben an dem schnelleren Pochen seines Herzens.

„Mein Dank liegt in der schönen Aufgabe, einen so glänzend begabten, so hoffnungsvollen Kämpfer im Unglück unterstützen zu können," sagte er bewegt; „wenn aber irgend etwas mein Können

über seine natürliche Grenze anzuspornen vermag, so ist es gewiß dieses freundliche Wort von Ihnen, meine Gnädige."

Er geleitete die Dame bis zur Treppe. Sie sprach nicht mehr, sondern grüßte nur noch mit einem Blick, einem Neigen des Kopfes.

„Augenscheinlich seine Frau selbst," sagte sich der Advokat, „aber wie kann Theroigne eine Rolle in dieser traurigen Geschichte spielen? Es ist unbegreiflich! Welch ein herrliches Weib, diese Frau Regina Schwarz!"

Die Dame stand unten im Hausthor; sie war sehr bleich, aber eine unerschütterliche Festigkeit malte sich in ihren Zügen. Der Kutscher des harrenden Lohnwagens wartete dienstfertig ihrer Befehle. Sie zog die kleine Uhr heraus.

„Er sagte, morgen findet die Vernehmung statt, und es ist jetzt fast sechs Uhr, nein, ich darf nicht zögern, keine Minute verlieren!"

Sie bestieg das Gefährte und der Kutscher lenkte die Pferde nach der von ihr bezeichneten Richtung.

Adalbert betrat in großer Spannung den schwach erleuchteten Salon, wo, nach der Aussage des Dieners, eine fremde, dichtverschleierte Dame schon länger als eine Stunde seiner harrte. Sein höflicher Gruß beim Eintritt wurde nicht erwidert, die Dame stand unbeweglich an ein Ecktischchen

gelehnt. Es wurde ihm seltsam zu Mute, während er ziemlich verlegen die regungslose Gestalt fixierte. Zaghaften Schrittes trat er näher, er erkannte jetzt deutlich das schöne, verschleierte Frauenbild.

„Ich träume,“ sagte er mit dumpfer Stimme und griff nach seiner Wunde an der Schläfe, welche ein schwarzes Pflaster bedeckte, „das Fieber ist wiedergekehrt. Ich glaube jetzt körperlich zu sehen, was ich seit Jahr und Tag im Traume geschaut.“

„Du träumst nicht, Adalbert.“ Regina trat einen Schritt vor und schlug den Schleier zurück.

Er sah, wie sie wankte, er sah das holde Antlitz mit den großen, schmerzesstarren Augen, und er regte sich nicht. Es war bange Scheu und tiefer Schrecken, mit dem er nach ihr schaute, er konnte nicht fassen, was er sah; hatten sie sich doch seit jenem Abend im Park des Rosenschlosses nicht wiedergesehen.

„Ich komme zu Dir, um etwas von Dir zu erbitten,“ begann sie endlich.

Er bebte bei dem herzzerreißenden Ton ihrer Stimme, der gewaltige Mann zitterte wie im physischen Schmerze.

„Du bittest nicht für Dich, Regina, Du

würdest niemals für Dich bitten können!" rief er mit einem Scharfsinn, der ihm sonst fremd war.

Sie raffte sich empor und sprach, die starren Augen immer auf ihn geheftet, mit furchtbarer Anstrengung: „Ich bitte Dich für meinen Gatten. Sein Schicksal liegt in Deiner Hand. Sage, was die anderen sagen, daß Du nicht weißt, woher der Schuß kam, und er ist gerettet."

„Regina, ich sah aber, woher der Schuß kam. Dieser Mann zielte auf mich. Und warum soll ich es leugnen? Ich hatte mir das Kommando zu verschaffen gewußt, um möglicherweise ihn niederschießen zu können, irgendwie meine Wut an ihm auszulassen. Es war nicht etwa ein Zufall, Regina." Er schien plötzlich seine Fassung wiederzugewinnen.

„Er zielte nicht aus persönlichem Groll auf Dich. Ich flehe zu Dir, rette, rette meinen Mann! Ich werde unabläßig bitten, bist Du mich erhört haben wirst. Die Stunde ist gekommen, räche Dich jetzt an mir, räche Dich, beuge mich durch Deine Großmut in den Staub. Könntest Du mich tiefer demütigen, als indem Du mich Dir auf den Knieen danken läßt?"

Er hing mit seinen Blicken stumm an ihrem holden Antlitz. Sie war noch schöner geworden, ihre Züge seelenvoller, ihr Blick klarer, der Mund

lieblicher, weicher und dann der flehende Ausdruck dieser dunkelblauen Kinderaugen! Aber sie selbst hatte die Erinnerung an jene schreckliche Scene beschworen. Dieselbe kam ihm erst jetzt voll ins Bewußtsein, und es wurde ihm zugleich bewußt, wie tief sie sich demütigte, vor ihm demütigte, sie, die Hohe, die Stolze! Und wie er sie anblickte, stand jedes ihrer Worte von damals vor ihrer Seele.

Sie konnte sehen, wie sie die entgegengesetzte Wirkung auf ihn ausübte, die sie beabsichtigt hatte, immer finsterer wurde sein Blick, je länger er sie betrachtete.

„Es ist umsonst, Regina, Du verlangst Übermenschliches. Wende Dich an einen Erzengel, nicht an einen Menschen aus Fleisch und Blut. Ich kann nicht großmütig sein gegen diesen Mann, den ich täglich und stündlich mit meinen Händen erdrosseln möchte.“

„Warum dieser entsetzliche Haß, Adalbert? Er schoß in blinder Leidenschaft, erkannte Dich vielleicht gar nicht. Und auch ihn, wie könntest Du ihn tiefer beugen, als indem Du Großmut an ihm ausübst!“

Die junge Frau war eine schlechte Diplomatin. Er lachte wild und bitter auf. „Weshalb sollte er mich hassen? Er hat keinen Grund zur Eifersucht, wie er wohl wissen wird. Ich ziehe es

aber vor, von ihm gehaßt zu sein, als verehrt und geliebt, o, er soll in ohnmächtiger Wut gegen mich knirschen!"

Regina schien ratlos. „Ich muß ihn retten!" stieß sie plötzlich in verzweifelter Angst hervor. „Was, was soll ich thun, um Dich zu erweichen?"

Eine kurze, bange Stille erfolgte. Plötzlich veränderte sich seine Miene, sein finsterer Blick. Ein triumphierendes Lächeln zuckte über sein Gesicht, er trat dicht vor sie hin und streckte die Hände nach ihr aus. „Was Du thun sollst, Regina," sagte er leise mit fliegendem Atem, mit glühender Wange, mit gesenkten Wimpern, „Du kannst ihn retten, es steht bei Dir: Du gibst mir, was Du ihm gegeben! Wenn ich so glücklich bin, als er es war, dann werde ich großmütig sein."

„Du bist ein Elender!" schrie sie auf. Sie machte einige Schritte zur Thür und blieb wieder stehen, wie betäubt.

„Mäßige Dich, Regina," rief er. „Ich frage Dich: weshalb dem einen alles, dem andern nichts? Ich habe Dich geliebt wie jener, nein, ich habe Dich besser, treuer geliebt. Für mich hattest Du wilden Hohn, ihm gabst Du Dich selbst. Für ihn bist Du noch heute bereit, Dich zu demütigen, Deinen Stolz zu beugen, für ihn, der Dich wahrscheinlich freiwillig verlassen hat. Und ich soll

helfen, ihn wieder zu Dir zurückzuführen? Ja denn, aber ich fordere, was Du mir schuldest, für eine Liebe ohne Gleichen, für ein Opfer ohne Gleichen. Regina, ich liebe Dich, wende Dich nicht ab, gib mir, was ich verdiene. Ein Thor wäre ich, ein blöder Thor, ließe ich mir die einzige Stunde des Glückes entschlüpfen, die einzige, die jemals meinem elenden Leben beschieden. Regina, blicke mir ins Auge, sieh in meine Seele, sieh, wie ich Dich liebe, vergiß diesen Mann auf eine Stunde, und alles ist gut. Eine Stunde des Glücks für Jahre des Elends, das ist nicht zu viel, zahle den Preis, Regina! Sei gut, sei groß, beglücke mich!"

Er hatte leidenschaftlich beflügelt gesprochen, er schien ein anderer Mann.

„Lebe denn wohl, Adalbert." Sie war zur Thüre geschritten. Er blickte ihr starr nach.

„Du gehst, Regina," sagte er eindringlich, „aber Du gehst nicht zu ihm. Du bist eine stolze Thörin, Du wirst nicht mit leeren Händen kommen wollen. Auch ist im Kerker kein Raum für eine Schäferstunde."

„Im Kerker!" murmelte sie und blieb wieder stehen.

Mitleidslos, nur auf seine Beute lauernd, beobachtete er sie.

„Ich muß ihn retten," sagte sie dumpf vor sich hin.

Er stürzte mit einem Schrei auf sie los und bedeckte ihre Hände mit Küssen. „Gott ist gerecht," rief er, „Du mußtest einmal mein werden." Er fand ungeahnte Worte der Liebe, er schwor ihr unverbrüchliches Schweigen, er beteuerte seine Seligkeit.

Sie hatte immer das Antlitz abgewendet. Leise, fast wie man ein Kind tröstet, ihr zusprechend, löste er ihren Hut, ihren Mantel. Mit Entzücken küßte er ihre kleinen weißen Hände, ihr herrliches, goldbraunes Haar, weidete er sein Auge an ihrer schlanken Gestalt. Sie war schmächtiger als früher, als hätte die Leidenschaft an ihr gezehrt. Noch wagte er nicht, sie inniger zu berühren, aber er schien mehr und mehr die Wirklichkeit zu vergessen; die Jahre verzweifelnder Entsagung schienen seinen Verstand getrübt, die plötzlich entfesselte Leidenschaft ihn wahnsinnig gemacht zu haben. Er geberdete sich wie ein glücklicher Bräutigam, der das holde, eben errungene Weib trunken vor Freude in das Brautgemach führt. Mit leiser Bitte zog er sie nach dem anstoßenden Gemach. Sie blieb regungslos an die Thür gelehnt stehen, während er eine Kerze in dem dunkeln Raume anzündete. Da mit einem

Male hörte er hinter sich schluchzen. Regina hatte die Hände vors Antlitz geschlagen und weinte. Er trat schüchtern zu ihr heran und zog ihre Hände fort.

Ihre Fassung schien zu Ende, sie zitterte, ihr todbleiches Antlitz war von Thränen überströmt. Jetzt zum ersten Male blickte sie ihn an. Er wich zurück vor diesem Blick unaussprechlichen Jammers.

„Regina," sagte er scheu und ängstlich.

Sie schien etwas antworten zu wollen, aber nur ein unartikulierter Wehelaut drang aus ihrer Brust.

Ein schwerer, langer Seufzer entrang sich den Lippen des Mannes, es war, als erwache er aus einem Traume.

„Regina," sagte er leise, aber fest, „ich kann Dich so nicht sehen, so nicht, es war ein Wahn. Du liebst mich nicht, ich hatte das einen Augenblick lang vergessen. Verzeihe mir, wenn Du kannst," er stockte, „ich kann nicht anders. Deine Bitte ist gewährt, Dein Gatte gerettet, sofern es von meiner Aussage abhängt. Mein Wort darauf."

Sie brach in krampfhaftes, unstillbares Weinen aus. Er führte sie nach dem Sopha und blieb in scheuer Entfernung stehen; er wagte nicht zu sprechen.

Nach einer Weile wurde sie ruhiger, sie erhob sich und faßte seine Hand.

„Ich danke, danke Dir, Adalbert, und nur Dir sage ich, was sonst nicht über meine Lippe gekommen wäre. Ich bin nicht mehr sein Weib, von heute nicht mehr, ich schwöre es Dir. Niemals werde ich ihn wiedersehen.“

Er antwortete einige unzusammenhängende Worte und half ihr Hut und Mantel anlegen. Dann geleitete er sie vorsichtig wie eine Schwerkranke zu ihrem Wagen hinab.

Mit glücklichem Lächeln sah er dem enteilenden Gefährte nach. „Sie kehrt nicht mehr zu dem Treulosen zurück, die Ehe wird gelöst werden. Und sie, die Edle, die Großmütige, sie wird der Dankschuld gegen mich eingedenk sein.“

X.

Die helle, goldige Sonne schien durch das hochgelegene, kleine Fenster der Gefängniszelle. Tristan wußte genau, wie weit der leuchtende Streifen hereindringen würde; dann wird er

immer schmäler und gegen Mittag ist er fort. Seit vier Wochen spann sich sein Leben innerhalb dieser engen, grauen Mauern ab und — es waren die dauerhaft schönen Tage des Hochsommers — er hatte den Vorgang täglich beobachtet. Die Sonne durfte nicht voll zu ihm hereinscheinen, er durfte nicht mehr ihrer hohen, leuchtenden Bahn mit dem Auge folgen; wer weiß, wie lange nicht — oder wer weiß, ob jemals wieder; denn wie lange würde er in dieser häßlichen Gruft vegetieren?

Er hätte bisweilen laut aufschreien mögen wie ein geängstetes Kind; das Leben war ihm nie so berückend schön, die Freiheit nie so begehrenswert, die süße Gewohnheit des Daseins nie so verführerisch erschienen. Die ganze Fülle und Gewalt seines Naturells empörte sich gegen den Kerker. Er war nicht dazu gemacht, still und regungslos ohne Außenwelt in sich hinein zu leben, er dürstete nach Licht, nach Leben, nach Schönheit, nach Freude.

Er starrte mit brennender Sehnsucht nach dem goldenen Lichtband an der Decke. Nur einen einzigen Atemzug der holden Freiheit draußen! Er hatte sich nie so berufen gefühlt, ein schönes, ein reines, geistgeadeltes Dasein zu leben, als heute.

Wie war er doch hieher gekommen? Es war

wie ein häßlicher, böser Zauber gewesen, wie der Bann eines wirren Traumes. Es erfaßte ihn von Zeit zu Zeit eine solche moralische Apathie, daß er sich willenlos den augenblicklichen Einflüssen überließ, er war sich seines Zustandes nur halb bewußt gewesen, und im halben Bewußtsein hatte er sich zu befreien gesucht. So war er in die Ereignisse jener Nacht gerissen worden, und jetzt, jetzt war er wach, zur unerbittlichen Wirklichkeit erwacht, und stand Aug' in Aug' seinen eigenen Handlungen gegenüber.

„Die Welt legt ihre eiserne Hand auf Dich, und die Dinge gehen ihren unbeirrbaren Gang. Klage, weine, rufe zum Himmel! Was Dir das Leben reizvoll gemacht, es ist verloren, verspielt in einem Spiel, von dem Deine Seele nichts wußte, verspielt um ein Nichts. Das grauenhafteste Los wartet auf Dich, man kommt und bemächtigt sich Deiner, man zerrt Dich dahin in die Tiefe, die grauenvoller ist, als die Hölle, und so endest Du, Titan!"

Das Schloß klirrte. Der Wärter kam, den Gefangenen zum Spaziergang abzuholen. Draußen stand der Posten und glotzte stumpfsinnig herein.

Von Grauen geschüttelt, wandte sich Tristan ab.

„Sie wollen nicht?" sagte der Wärter. „Und da steht noch Ihr Frühstück, Sie werden krank

werden.“ Die Thür dröhnte wieder zu und das Schloß klirrte.

Das Sonnenband oben an der Decke wurde schmäler und schmäler und endlich war es ganz fort. Dort oben zitterte noch irgend ein Reflex und dann verschwand auch dieser. Der Gefangene hätte weinen mögen wie ein verlassenes Kind, aber er konnte nicht, seine Augen brannten trocken und schmerzhaft.

O nur einmal noch, ein einziges Mal frei sein, dem Leben gehören, und er würde ein anderer Mensch werden, stark und selbstbewußt sein, das Dasein planmäßig gestalten und genießen. O nur ein einziges Mal! Müßige Träume, er war, er blieb gefangen, die Zelle hielt ihn fest.

Das Schloß klirrte wieder. Er wendete sich ab, um den Wärter nicht sehen zu dürfen.

Aber eine andere, eine heitere Menschenstimme rief ihm einen frohen Gruß zu.

„Guten Morgen, Herr Doktor, oder ist es nicht mehr Morgen? Ich verliere das Zeitmaß in dieser Ewigkeit,“ sagte der Gefangene traurig.

Der junge Advokat schüttelte ihm die Hand. „Die Ewigkeit ist zu Ende, Sie sind frei!“

Tristan schüttelte trüb den Kopf. „Das kann nur ein Irrtum sein, Herr Doktor. Die heilige

Hermandad läßt ein Opfer, das sie so fest in den Krallen hat, nicht los."

„Die Untersuchung gegen Sie ist noch nicht abgeschlossen, doch werden Sie gegen Ehrenwort auf freien Fuß gestellt. Baron Rosen hat ausgesagt, er wisse nicht, woher der Schuß kam, der ihn traf. Damit ist Ihr Schicksal zum Guten entschieden."

„Sind Sie sicher, daß die Aussage so lautet?" fragte Tristan wie betäubt.

„Ich habe so eben das amtliche Protokoll gelesen," sagte der Advokat fröhlich, „jeder Zweifel ist ausgeschlossen. Und das Beste kommt noch. Die Freiheit erscheint Ihnen, wie Egmont, in der Gestalt des schönsten Mädchens. Ich hatte gestern einen sehr interessanten Damenbesuch. Die Fremde brachte mir einige Sie entlastende Briefe und erkundigte sich sehr teilnehmend nach Ihnen. Später sah mein Diener den Wagen der Dame vor der Wohnung des Baron Rosen. Vergeben Sie, daß ich in meiner Freude so plauderhaft bin, es ist gewiß sehr unbescheiden von mir, in der schönen Fremden eine Art Dea ex machina zu erblicken, auch dürfte das Ohr des Gesetzes meine Vermutungen keinesfalls hören. Doch nun schnell zu den nötigen Formalitäten, und Sie können in einer Stunde bei „Klärchen" sein! Ja, Eines

hätte ich noch vergessen. Hier diesen Brief für Sie brachte mir heute Morgen ein Lohndiener, von Frauenhand, wie Sie sehen, Glücklicher."

Der Anwalt war gegangen. Tristan erbrach mit zitternden Händen den Brief von Regina und las:

„Du bist dem Leben, dem Glück, der Freiheit wiedergegeben. Freue Dich ihrer in Deinem großen, Deinem stürmischen Herzen, auch fern von mir. Nimm alle Segenswünsche der scheidenden Liebe und gedenke meiner ohne Schmerz, ohne Vorwurf. Denke nur das Eine, wie sehr ich Dich geliebt habe. Denke, daß ich mit meinem Geschick versöhnt bin. Du hast mich namenlos beseligt, wer durch ein so unermeßliches Glück begnadet wurde, kann nicht der Verzweiflung anheimfallen. Ein Strahl des Himmels ruht auf allem Leid, das ich um Dich gelitten. Schattenlos soll meine Liebe bei Dir bleiben und Dich zum Frieden, zum inneren Glück geleiten. Lebe wohl, Tristan!

Für immer

Deine Regina."

Das Herz wollte dem Einsamen zerspringen, es war zu klein für die Sturmflut der Liebe, der Reue. Er wußte jetzt, daß Regina und wie sie ihn gerettet hatte. Wie eine himmlische Offen-

barung ergoß sich das Bewußtsein ihrer Liebe über sein wild zuckendes Herz. Mit unsäglichem Grauen fühlte er, wie tief er gefallen war, wie schrecklich tief, aber mit Engelsfittichen trug es ihn empor zu ihr, zu ihr! Noch liebte sie ihn und die Liebe ist göttlich, die Liebe verzeiht. Er war wahnsinnig gewesen, der Himmelsstrahl ihrer Liebe hatte ihn geheilt; er war lebendig begraben gewesen, sie kam und sprach das Wort der Erlösung, er stieg aus dem Grabe, an dessen Pforte ihre Lichtgestalt stand, sie, die Himmlische, sie, der Engel der Liebe. Und noch liebte sie ihn!

Er wußte sich kaum zu fassen im Paroxismus seiner Reue. Die Kerkerzelle öffnete sich und in dämmernder Ferne sah er Reginas holde, reizumflossene Gestalt. Sie trug ein weißes Kleid wie gewöhnlich und das goldig braune Haar floß aufgelöst über ihre Schultern; sie streckte die Hände mit segnender Geberde gegen ihn aus. Er rief nach ihr, er weinte laut, er betete mit erhobener Stimme zu ihr: „Regina, wirst Du noch einmal, noch einmal verzeihen? Wirst Du barmherzig sein, wirst Du mich retten, mich lieben?“

Einige Stunden später war das Thor des düsteren grauen Hauses hinter dem Befreiten zugefallen. Unsicheren, schwankenden Schrittes trat

er hinaus in das Leben, es hatte für ihn nur noch Ein Ziel, Einen Weg, Einen Gedanken: zu ihr eilen, ihre Verzeihung erflehen, sie lieben, in Demut und Hingebung ihr dienen.

Einer der abendlichen Lokalzüge trug ihn hinaus in die sommerliche Landschaft, wo, in einer Schlucht des Semmeringgebirges versteckt, das kleine Landhaus lag, in dem sie ihr Glück vor der Welt verborgen hatten.

Im Westen stand die bleiche Mondessichel und warf einen matten Schimmer in die laue Sommernacht, eine Nacht wie jene, da er zum ersten Mal vor Regina kniete. Es waren kaum zwei Jahre seither; die Fahrt währte immerhin einige Stunden, und die ganze Geschichte dieser glühenden, dieser stürmischen Liebe ging an seiner Seele vorüber. Vergehend in Reue und Selbstvorwürfen, zwischen Schauern des Entzückens und des Grauens vor sich selbst sah er ihr Bild immer reiner und leuchtender aus den entschwundenen Tagen ihn anblicken.

Wie reizend verändert erschien sie seit jener Nacht, da sie unnahbar stolz und doch mild, wie ein himmlisches Gnadenbild, die Flammen seiner Leidenschaft zu sich emporlodern ließ. Unerreichbar und hoch über allen menschlichen Losen stehend

dünkte sie ihn damals, und in allem glühenden Verlangen wagte er nicht zu hoffen.

Und dann, wie er aus dem schweren Traum der Krankheit erwachte und er ihr schönes Antlitz in scheuer Zärtlichkeit über sich gebeugt sah mit dem feuchten, sorgenden Auge einer treuen Schwester, einer keuschen Braut, und wie sie ihn mit sanfter Hand in das Leben, in die Wirklichkeit zurückwinkte.

Dann kam ihr königliches Bild in dem lichtdurchströmten Festsaal, die stolze Geberde, das voll austönende Wort, mit dem sie ihn den erwählten Gatten nannte. Und dann die Stunde namenlosen Entzückens unter dem dunklen Schleier der Nacht, als sie mit der ganzen stolzen Wonne der Hingebung in seine Arme sank, als ihre Herzen zum ersten Male an einander pochten — sie ihr ganzes Sein in einander strömen ließen; eine Stunde, die zu erleben den Sterblichen vielleicht nur einmal beschieden ist, eine Stunde, da alle Schranken, alle Fesseln sinken, die befreite Seele im Ewigen schwelgt, eine Stunde, die einen unvergänglichen Lichtstrahl wirft in die dunkle Wirrnis des Lebens.

Und Regina, wie stolz und selbstbewußt und doch wie bräutlich erbebend hatte sie sich dem Geliebten hingegeben! Er fand keinen Zug, keine

Regung eigenen Wünschens und Verlangens in ihrem stolzen Bild, wie immer er es sich vergegenwärtigte, und die ganze Glut ihrer bräutlichen Hingebung schien nur von seiner Liebesflamme zu kommen, eine göttliche Hingebung, die nichts will, als geben und beglücken. Er dachte, wie sie ihm in der milden Dämmerung des Brautgemaches erschienen war, schön wie die Liebesgöttin und doch wie so ganz anders als jene, fieberbebend vor Scham und in stolzer bewußter Wonne darüber, dem Geliebten so viel Reiz hingeben zu können. Er hatte damals auf den Knieen vor dem enthüllten Götterbilde gelegen, weinend vor Entzücken, und das eigene Selbst dünkte ihm zu enge, dieses Wunder von Glück und Schönheit auszuleben.

Was dann später gekommen, war ihm heute ein Rätsel, ein schreckliches Rätsel. Er hatte sie verlassen, freiwillig verlassen können, sie, das Weib seiner Liebe, sie, die rettende Gottheit, die seine zerfallende Seele in das Paradies der Erde geleitet, sein elendes, lichtloses, verloren scheinendes Leben in ein glückseliges, gesegnetes verwandelt hatte, sie die ewig Gütige, Hohe, Reine, die nichts als Liebe und Hingebung für ihn hatte.

Er hatte sie verlassen, er hatte sie verraten können. Es erschien ihm jetzt wie Wahnsinn,

wie eine böse Krankheit, wie eine schreckliche Besessenheit.

Sein Glück war so grenzenlos gewesen, daß es ihm gedünkt hatte — ewig, unsterblich, göttlich. Wie ein Traum waren der Winter in Italien und die schönen Sommertage im kleinen Landhaus des Hochgebirges vorübergegangen. Die Zeit war nicht mehr, die Welt war versunken für die beiden Glücklichen, denen das Leben nichts mehr zu geben hatte. Wie hatte es nur geschehen können, daß jene kalte Müdigkeit, jene graue Apathie, die sonst die Kraft seiner jungen Seele lahm gelegt hatte, sich auch damals zu ihm heranzuschleichen vermochte? Hatte er nicht ein neues Leben begonnen, waren nicht die Kämpfe, die Leiden, alle die verworrenen Zustände der Vergangenheit tot, begraben mit dem Dasein der Not und der Entbehrung? Mußte ihm nicht sein wie den erlösten Seelen, die nach langer Erdennot in das Elysium eingehen und denen Lethe sogar die Erinnerung an die Leiden des Irdischen fortspülte? Und dennoch, an der Seite des liebenden, des schönsten, des edelsten Weibes, im Schoße des Glückes gebettet, nur um zu genießen, erwachte er eines Tages als derselbe Mensch, als der müde Zweifler von damals. Die Schönheit seines Weibes reizte ihn nicht mehr,

die Küsse, die er zu jeder Stunde von ihren weichen Lippen nehmen durfte, entflammten nicht mehr sein Blut, seine Seele war nicht mehr bei ihr, wenn sie an seinem Herzen ruhte.

Das Leben schien ihm grau, inhaltslos, unbegehrenswert, ihm, dem Reichsten, dem Glücklichsten, den die Erde trug.

O hätte sie ihm doch gezürnt, ihn gestraft, ihm die Augen geöffnet! Aber ihre stumme Trauer, ihr stolzes Schweigen wühlte mit stetem Vorwurf in seiner schwer erkrankten Seele, und als sie eines Tages sagte: Gehe in die Welt zurück, da jauchzte er innerlich auf wie in ersehnter Erlösung.

Er sollte versuchen, sein Talent auszugestalten, litterarisch zu arbeiten. Sie weigerte sich, ihn zu begleiten, und er, er gab nach. Er sollte den Winter in der Stadt zubringen und im Frühling zu ihr zurückkehren. Er hatte allem zugestimmt, wenn auch zögernd; wie mußte sie unter dieser Zustimmung leiden. Und er hatte dennoch gehen können!

„Warum, warum ließ sie mich fort, warum ließ sie mich allein? O Regina, hättest Du mich lieber mit Füßen getreten!“ rief er jetzt.

Es war dann jene Episode befriedigter Eitelkeit für ihn gekommen. Sein Talent war ein

kritisches, seine Entfaltung bedingt durch sein Debut in der Gesellschaft. Ihn reizte es, in jener Gesellschaft, von welcher er so lange ausgeschlossen war, eine Rolle zu spielen, derselben durch die Kühnheit seiner Urteile zu imponieren. Er selbst fühlte damals seine Begabung, die Schlagfertigkeit seines Witzes täglich wachsen und damit sein Selbstbewußtsein, den Genuß seiner selbst. Berauscht davon, durch seine Persönlichkeit zu wirken, hatte er seines Weibes fast vergessen.

Ganz plötzlich kam jene Katastrophe, jene Scene mit Herrn von Mallowitz und brachte ihm seine wirkliche Situation ins Bewußtsein. Man würde in ihm von nun ab den Mann sehen, der lediglich der Großmut seiner Frau seine Stellung in der Gesellschaft verdankt und der diese Frau schmählich verlassen hat. Ihn bedrückte es nicht, von Regina zu nehmen, was sie durch einen Zufall vor ihm voraus hatte und ihm als selbstverständlich gab. Aber die Welt würde diesen Vorwurf unausgesetzt gegen ihn erheben, und hatte er ihr nicht dazu ein Recht gegeben, indem er seinen wahren Namen verschwieg?

Plötzlich, unvermittelt, jähe, wie alle Krisen seiner Natur, erfaßte ihn Abscheu und Überdruß vor dieser Welt, in welcher er sich noch gestern mit Genuß bewegt hatte. Als Mallowitz ihm

eine Herausforderung sandte, erinnerte er sich nicht mehr des blutigen Spottes, mit welchem er in seinen eigenen Feuilletons das Duell verhöhnt hatte. Die Gelegenheit kam ihm recht, seinem Groll, seiner Verstimmung Ausdruck zu geben. Er schlug sich und unterlag, weil ungeübt in der Führung der Waffen. Damit war bei der unbegrenzten Subjektivität seines Wesens sein Zerfall mit der Gesellschaft vollendet.

Als er einsam auf dem Krankenbette lag, stand Regina mit einem Male wieder neben ihm und legte ihre weiche Hand auf seine fieberglühende Stirn, so schön, so sanft, so gut wie immer, aber mit einem tiefen Ernst im Auge, der sein Herz bange pochen machte. Sie pflegte ihn mit nie ruhender Treue; mit einer Art von Eifersucht entfernte sie immer die Wärterin und duldete kaum, daß diese den geliebten Kranken berühre. Die kleinste, die demütigste Handreichung that sie mit stiller Freude, mit der Hoheit, mit dem Stolze ihrer Liebe. Wieder war sie ganz Hingebung, und doch wie so ganz anders als damals!

Mit geheimem Grauen, mit nicht zu bekämpfender Angst mußte er denken: „Wird sie noch einmal, einmal sein, wie sie war?“ Vielleicht doch, sie würde in seine Seele blicken, in

diese von Reue und Liebe vergehende Seele, und sie würde ihn hinnehmen, sein ganzes Sein und Leben als ein einziges Liebesopfer.

Noch wußte sie nicht alles, noch hatte er ihr ein Geständnis zu machen, welches nur im Gedanken daran das Blut flammend in seine Wangen trieb. Würde er es über die Lippen bringen, würde es ihn nicht ersticken, faßte es ihn nicht schon jetzt an der Kehle wie die würgende Hand eines unsichtbaren Rächers? Er hatte eine andere, hatte eine Dirne an sein Herz genommen, an dies Herz, an dem Regina so oft geruht, eine Dirne, die ihm schamlos ihre Reize anbot und die dunkle Stunde zu finden wußte, da alle Götter in ihm schliefen. O, es gab keine Marter, keine Demütigung, der er sich nicht in dieser Stunde unterzogen hätte, um seine Treulosigkeit ungeschehen zu machen. Und würde Sie jemals wieder seine befleckten Lippen küssen, jemals noch das sein wollen, was sie damals mit so wonnigem Stolze war — sein Weib?

Warum auch hatte sie ihn verlassen, von neuem verlassen auf ein einziges, thörichtes Wort von ihm! Warum hatte sie ihn die Reise unternehmen lassen! Zwar, es war der schönste Traum seiner Jugend gewesen, für die Armen, die Bedrückten zu kämpfen, aber er wußte heute sehr

gut, daß mit flammenden Reden und geistreichen Zeitungsartikeln ihnen nicht zu helfen war; es war ein Spiel für ihn gewesen, und kaum begonnen, war er dessen wieder überdrüssig geworden. In jener apathischen Stimmung, die ihn darauf überkommen, da er nicht wußte, was mit sich und seinem Leben anfangen, hatte Theroigne ein leichtes Spiel gehabt, ihm graute zu denken, wie leicht es gewesen war. In seiner hilflosen Niedergeschlagenheit erschien ihm die „That", zu der seine Parteigenossen ihn aufforderten, wie eine Rettung, wie eine Erlösung, und wie schrecklich hätte alles geendet ohne sie, ohne Regina, sie, die Einzige, die sein Leben gerettet hatte, sie, die Einzige, die noch seine Seele retten konnte.

Wie damals in den Tagen seiner ersten Liebe erschien sie ihm wieder als die milde Gottheit, welche ihr unirdisches Licht in die dunkle, schreckliche Wirrnis des Lebens wirft. Ihre reine, starke Liebe hatte ihn vom Verderben gerettet, sie wird auch sein von Schuld und Reue zerrissenes Herz heilen. Eitel, leer, wüst ist alles Treiben der Welt, Licht und Wahrheit ist nur in der Liebe dieses treuen Weibes. Ach, vielleicht wird sie nicht mehr sein Weib sein wollen, aber er wird zu ihr beten, wird ihr dienen, wird den

Saum ihres Kleides küssen, er wird Ruhe finden zu ihren Füßen, in dem Schatten, den die Hohe, die Reine auf die Erde wirft.

Die Berge türmten sich ihm höher und höher entgegen in der Dämmerung der Sommernacht. Er schritt jetzt durch die dunklen, tauduftigen Fluren den weißschimmernden Pfad entlang, der abseits vom Orte nach der Schlucht hinaufführt. Jetzt steht er wild pochenden Herzens vor dem kleinen Hause, vor dem eisernen Gitterpförtchen. Aus dem Fenster von Reginas Schlafgemach fällt ein matter Schimmer in den tiefen Schatten auf dieser Seite des Hauses. Er kennt dieses Licht; es ist die Ampel mit der Milchglasschale, die ein mystisches Dämmerlicht verbreitet. Gewiß, Regina wacht, sie wartet seiner. Sie weiß, daß er kommen mußte, nur zu ihr kommen konnte, daß die Stunde da ist, wo sie ihm vergeben oder er zu ihren Füßen in Verzweiflung vergehen muß, die Stunde der Sühne für allen Jammer und alle Schuld der Vergangenheit. Wie trunken streckt er beide Arme nach dem matterhellten Fenster aus:

„Regina, er ist wiedergefunden und für immer! Du wirst Erbarmen haben und mir glauben, Du blickst in meine gequälte Seele und sprichst: Dir ist vergeben. Du stützest mich, und